



BESPRECHUNGEN

ANDREAS KERÉNYI: *A dáciai személynevek. — Die Personennamen von Dazien.* Budapest, 1941. Numismatisches und Archäologisches Institut der Universität, 304 S. 8°. (Dissertationes Pannonicae ex Instituto Numismatico et Archaeologico Universitatis de Petro Pázmány nominatae Budapestinensis provenientes ser. I., fasc. 9.)

Die Altertumswissenschaft wendet bei ihren Forschungsarbeiten seit einiger Zeit auch die Untersuchungsmethoden wissenschaftlicher Grenzgebiete, darunter auch die der Siedlungsgeschichte und der Sozialwissenschaft an. Das vorliegende Werk von Kerényi bietet ein mustergültiges Beispiel für die Möglichkeiten, die diese neue Forschungsmethode der Altertumswissenschaft eröffnet.

Verfasser hat im ersten Teil seiner Arbeit sämtliche Personennamen der Provinz Dazien zusammengestellt, und zwar nach ihrer Herkunft geordnet. Schon diese Zusammenstellung des Stoffes allein ist für die spätere Einzelforschung von großer Bedeutung, da dieser Stoff bisher teils in schwer zugänglichen Werken enthalten, teils in Fachzeitschriften und Einzelveröffentlichungen zerstreut war.

Kerényi ordnet den Stoff innerhalb der einzelnen Gruppen (römische Namen, illyrisch-keltische Namen, usw.) in alphabetischer Reihenfolge, versieht die einzelnen Personennamen mit laufenden Nummern und hebt das Stichwort noch durch fetten Druck hervor. Nach der Angabe des Fundortes und der Publikationsdaten kommen kurze Bemerkungen über die Gattung der betreffenden Inschrift (Votivstein, Grabstein, usw., leider nur in ungarischer Sprache) und er verweist auf die Literatur, die zur Feststellung der sprachlichen Zugehörigkeit des betreffenden Namens herangezogen wurde.

Die einzelnen Gruppen sind: 1. Römische Namen (auch die übrigen italischen und romanisierten inbegriffen). 2. Illyrische und keltische Namen. 3. Thrakische Namen. 4. Griechische Namen. 5. Orientalische Namen. 6. Namen fraglicher Herkunft. 7. Fragmentarisch überlieferte Namen.

Im zweiten Teil des Werkes gruppiert er dieselben Namen nach der sozialen Stellung ihrer Träger, wobei er zuerst die Namen der

ersten Gruppe, d. h. die römische Namen führenden Personen nach ihrer sozialen Stellung gliedert, und zwar zuerst gesondert die vorübergehend in Dazien weilenden Staatsbeamten und Offiziere, danach die ständige Bewohnerschaft in differenzierten Unterabteilungen; auch bei diesen letzteren wird das Militär von der Zivilbevölkerung unter-scheidet. Ebenso verfährt er auch mit den übrigen Gruppen.

Obwohl der Zweck vorliegender Arbeit in erster Linie nur die Sammlung und Sichtung des Personennamenbestandes von Dazien gewesen ist, um das Weitere der späteren Einzelforschung zu überlassen, versäumte es der Verfasser nicht, die augenfälligsten statistischen Folgerungen aus seiner Arbeit zu ziehen, die auf den letzten Seiten des Bandes auch in deutscher Übersetzung mitgeteilt werden.

Kerényi betont zuerst den Umstand, daß es von nun an nicht mehr möglich sein wird, auf Grund einiger nach Belieben herausgegriffener Personennamen irgendwelcher Nationalität Vermutungen auszusprechen, als ob in Dazien eine größere Bevölkerungsgruppe derselben Nationalität gelebt hätte, da ja die vorliegende vollständige Namenliste auch die zahlenmäßigen Wahrscheinlichkeitsgrade solcher Vermutungen oder Theorien angibt.

Es ist noch in Betracht zu ziehen, daß dieses Verzeichnis nur die Namen von etwa fünf Generationen enthält, da von der Eroberung Daziens durch Trajan bis zur Räumung der Provinz nur anderthalb Jahrhunderte verstrichen sind. Mit Hinsicht auf diesen Umstand ist dieses Namenmaterial als sehr reich anzusprechen, da die Sammlung doch rund 2600 Personennamen enthält. Von diesen sind 1860 lateinische und italische, 184 illyrische und keltische, 51 thrakische, 355 griechische, 67 orientalische (zumeist syrische) Namen, außerdem 17 Namen unbestimmbarer Herkunft und 66 Namenfragmente. Wie es Alföldi bereits betonte,¹ besteht auf Grund dieser Zahlen die geringste Möglichkeit dazu, daß gerade für das thrakische Element die Kontinuität von vorrömischer Zeit her nachgewiesen und weitergeleitet werden könnte. Die zahlenmäßige Stärke dieser verschiedenen Gruppen allein gestattet ja eine größere Wahrscheinlichkeit für die Kontinuität der illyrisch-keltischen, der griechischen, oder auch der syrisch-orientalischen Bevölkerung, als für die der thrakischen Gruppe, die übrigens zumeist südthrakische Namen und kaum solche enthält, die als dakisch angesprochen werden dürften.

Interessant ist es näher anzusehen, wie sich die Herkunft der Namen unter den einzelnen Gesellschaftsschichten verteilt. Von 75 Senatoren tragen natürlicherweise die meisten (73) lateinische Namen; es gibt unter ihnen nur einen mit keltischem und einen mit griechischem Namen. Unter den Personen des Ritterstandes gibt es auch nur verhältnismäßig wenige mit nichtlateinischen Namen. Von insgesamt 173 Menschen sind 131 Ritter, die sich als staatliche Funktionäre und

¹ Andreas Alföldi: *Daci e Romani in Transilvania*, 1940. S. 17 f.

Offiziere in Dazien aufhielten, während 42 diesen Rang in Dazien erhielten. Von den ersteren haben 116 lateinische, 13 griechische, einer keltischen und einer orientalischen Namen. Von den letzteren tragen 28 lateinische und 4 griechische Namen. In den tieferstehenden Gesellschaftsschichten verschiebt sich dieses Verhältnis immer mehr zugunsten der Nicht Römer. So findet man unter den Stadtratsmitgliedern 179 lateinische, 26 griechische, 8 orientalische und 2 illyrische oder keltische Namen. Von den Augustalen haben 27 griechische, 25 lateinische, 3 illyrisch-keltische und 2 orientalische Namen. Im Heer findet man unter den Offizieren und Centurionen vorwiegend Italiker; die Mannschaft besitzt zwar ebenfalls vorwiegend lateinische Namen, hinter diesen stecken aber zumeist westliche Provinzialen. Unter den einfachsten Leuten bildet die Namengebung des Bergbaubezirks von Ampelum (Zalatna) eine besondere Gruppe illyrischer Namen für sich. Von den Freigelassenen tragen 45 lateinische, 31 griechische, je einer trägt einen illyrisch-keltischen, thrakischen und orientalischen Namen; von den Sklaven haben 40 lateinische, 33 griechische, 2 orientalische, 2 illyrisch-keltische und einer thrakischen Namen.

Bei der Untersuchung der einzelnen Gruppen nach der Herkunft der Namen ergeben sich interessante Unterschiede in der Namengebung. Wenn man z. B. die lateinischen Namen nach den einzelnen Gesellschaftsschichten gesondert untersucht, findet man, daß die erwachsene italisch-römische Namengebung der vornehmsten Führungsschicht sich nicht mit der tieferen Schichten vermischt und sich in diesen nicht fortsetzt. Diese letzteren weisen die schablonehaften Typen der kaiserzeitlichen Romanisation auf. Bei den Centurionen gibt es noch zahlreiche alte Familiennamen und nur wenig Kaisergentilizen, wie z. B. *Ulpii*, *Aelii*, *Aurelii*, usw.; die Unteroffiziere tragen diese Kaisergentilizen schon viel häufiger, während es bei den gemeinen Soldaten fast als eine Ausnahme gilt, wenn sie *nicht* diese Namen führen. Die Namengebung der bürgerlichen Elemente weicht stark von der der anderen Provinzen ab. Während man z. B. eine Fülle von Grabsteinen aus Pannonien kennt, auf denen die Abstammung von Personen mit romanisierten Namen durch die Aufzählung von 2—3 Generationen mit illyrischen oder keltischen Namen verraten wird, gibt es in Dazien dagegen keine ähnlichen Lebenszeichen der eigentlichen Urbewohner. Die Ursache davon ist, daß Trajan die Urbewölkerung ausgerottet hatte, wovon antike Quellen zeugen.² Die neuen Ansiedler brachten einen fertigen Romanismus mit sich, der schon früher und vorwiegend auf fremdem Boden entstanden ist, folglich keine Spuren der barbarischen Abstammung mehr auf den Inschriften hinterlassen konnte.

Von den Leuten mit illyrisch-keltischen Namen gibt es 44 Bergleute, 8 Legionare, 6 Auxiliare, 4 Unteroffiziere von Legionen und 3

² Alföldi: a. a. O.

von Hilfstruppen, 3 Augustale, 2 Centurionen, je einen Senator, Ritter und Freigelassenen, ferner 2 Sklaven. Diese Gruppe beweist klar, daß die barbarische Namengebung, falls sie tatsächlich vorhanden war, in Dazien auf dieselbe Weise auftritt und verschwindet, wie in den übrigen Donauprovinzen. *Wenn also in Dazien unter der Römerherrschaft eine dakische Namengebung fortgelebt hätte, müßte sie ihre Spuren, ebenso wie die anderen, hinterlassen haben.*

Die Gruppe der thrakischen Namen enthält 40 aus Dazien selbst und 11 aus anderen Gebieten des Römerreichs herstammende Namen, wohin diese letzteren Personen nach der Eroberung Daziens durch die Römer als Soldaten oder Sklaven versetzt wurden. Die überwiegende Mehrzahl dieser Namen ist aus dem Stamm *Muc-* gebildet, wie *Mucapuis, Mucapor, Mucatral, Mucatra, Mucasenus, Mucianus*. Inschriftliche Analogien beweisen unbezweifelbar, daß diese alle vom Balkan herstammende südthrakische Namen sind. Wir kennen diesen Namen gegenüber auch wirkliche dakische Namen (aus Rom, Pannonien und Moesien, wo dakische Gefangene als Sklaven hinkamen), diese sind aber ganz verschieden von den aufgezählten und es gibt keinen einzigen unter ihnen, der aus dem Stamm *Muc-* gebildet wäre (*Decebalus, Diuppaneus, Gorio, Scorilo, Stibus*, usw.). Von den wenigen thrakischen Namen in Dazien, die nicht aus dem Stamm *Muc-* abgeleitet wurden, ist auch mit Ausnahme von 1—2 Fällen festzustellen, daß sie südthrakischen Ursprungs sind. Die verbleibenden 1—2 Namen könnte man vielleicht in Verlegenheit als Daker ansprechen, was jedoch keinesfalls genügen würde, um etwa die Richtigkeit der dakorumänischen Kontinuitätstheorie zu beweisen.

Die griechischen Namen verteilen sich — mit Ausnahme der Senatoren, unter denen es nur einen einzigen mit solchem Namen gibt — ziemlich gleichmäßig auf die einzelnen Gesellschaftsschichten. Man muß jedoch betonen, daß hinter diesen Namen größtenteils nicht wirkliche Griechen, sondern verschiedene Orientalen (Balkanthraker, Mazedonen, Syrer, Ägyptier, usw.) stecken.

Die Gruppe der Orientalen enthält zumeist Syrer, vor allem Palmyrener, die Bogenschützen in den Hilfstruppen waren. Einige wurden jedoch auch in die Legionen aufgenommen, und später erreichten sie den Rang von Ratsmitgliedern.

Kerényi hat durch diese tüchtige Arbeit eine Fülle von nützlichem Material für die spätere Einzelforschung zusammengetragen; seine Sammlung beweist aber schon in ihrer vorliegenden Form die völlige Unhaltbarkeit der dakorumänischen Kontinuitätstheorie.

JULIUS MORAVCSIK: *Byzantinoturcica. I. Die byzantinischen Quellen der Geschichte der Türkvölker.* (Magyar—Görög Tanulmányok — *Ονγροελληνικαὶ Μελέται* 20.) Budapest, 1942. 8°. 378 Seiten.

Acht Jahre sind seit dem Erscheinen des gewaltigen Werkes *A magyar történet bizánci forrásai* — Die byzantinischen Quellen der ungarischen Geschichte (A magyar történettudomány kézikönyve. Szerkeszti Hóman Bálint. — Handbuch der ungarischen Geschichtswissenschaft. Redigiert von Valentin Hóman. I. Band — Heft 6/b) von J. Moravcsik vergangen. Die Rezensenten dieses Werkes hoben seine zwei großen — in der Förderung einerseits der ungarischen Geschichtswissenschaft, anderseits der Byzantinologie erscheinenden — Verdienste hervor. Der Verfasser hat die ganze byzantinische Literatur durchforscht und gezeigt, wo es in ihr Angaben von der Epoche der Herausbildung des ungarischen Volkes an bis Ende des XVI. Jahrhunderts gibt, die von der ungarischen Geschichtsforschung verwendet werden können. So machte er für die ungarischen Geschichtsforscher das in den byzantinischen Quellen enthaltene reiche Material von ungarischer Beziehung zugänglich und ermöglichte dessen vollkommene Verwertung. Anderseits bot er durch seine gründliche Bearbeitung der literaturgeschichtlichen und philologischen Fragen, die sich an die durchforschten byzantinischen Quellen knüpfen, geradezu ein Handbuch der Kenntnis der byzantinischen historischen Literatur. Alle, die dieses grundlegende Werk in den verfloßenen acht Jahren benützten, mußten fühlen, daß dieses Buch mit seiner Erschließung eines gewaltigen Quellenmaterials seinem vorgesteckten Ziel mit so ruhiger Sicherheit und solchem Erfolg deshalb entsprechen konnte, weil dieses Werk von gewaltigem Ausmaß eigentlich die nach einem Gesichtspunkt zusammengedrängte, fast als Auslese anzusprechende Mitteilung reicher Ergebnisse einer Forschungsarbeit von noch breiterem Umkreis, noch weiterem Gesichtspunkt ist. Das andere Gefühl jedoch, das in dem Leser immer erwachte, war das Bedauern, daß dieses Werk, das die Rahmen der ungarisch-byzantinischen Beziehungen weit überschreitet und über die Quellen und die auf byzantinische Geschichtsforschung bezugnehmende moderne Literatur so gründlich orientiert, nicht auch in einer Weltsprache erschienen ist.

Jetzt, wo wir als Erfüllung des Wunsches, der auch von den Byzantinologenkreisen des Auslandes in Schrift und Wort oft erhoben wurde, den ersten Band der *Byzantinoturcica* in die Hand nehmen können, erhalten wir auch hinsichtlich unseres oben berührten ersten Gefühles die Erklärung. Im *Vorwort* (5—16) erzählt der Verfasser die Geschichte des Entstehens dieses Werkes. Vor zwanzig Jahren erhielt er von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften den Auftrag, die ungarischen und türkischen Eigennamen aufzuarbeiten, die in

den byzantinischen Quellen bis zum XVI. Jahrhundert vorkommen. Wegen der Unzuverlässigkeit der Textausgaben mußte er auf vielen ausländischen Reisen Handschriftenstudien treiben. Im Verlaufe dieser Arbeit stellte er einerseits die ursprünglichen Formen und Varianten der bis dahin bekannten Namen durch Handschriftenkollation fest, andererseits erschloß er bis dahin unbekanntes neues Quellenmaterial. Unterdes legte er mehrere Male Rechenschaft über die herausgebildete Problematik und den Verlauf der Arbeit ab. Das Werk hätte bereits im Jahre 1929 abgeschlossen werden können, doch die damalige materielle Lage der Akademie stand seiner Veröffentlichung im Wege. So feilte Moravcsik auch seitdem ständig daran und ergänzte es. Dazu entstand dann unter Verwendung seiner Vorarbeiten zum türkisch-ungarischen Onomastikon das Werk *Die byzantinischen Quellen der ungarischen Geschichte*. Die jetzt in deutscher Sprache erscheinende *Byzantinoturcica* gibt hinwieder das volle Ergebnis der ganzen gewaltigen Forschungsarbeit: sie ergänzt das ungarische Werk mit den auf die Türkvölker bezugnehmenden Quellen und dem Onomastikon.

Den jetzt erschienenen I. Band bezeichnet der Verfasser mit der echten Bescheidenheit des Gelehrten als eine Bearbeitung des seinerzeit ungarisch erschienenen Buches und als ausführliches Quellenverzeichnis zu dem Namenmaterial, das im II. Band veröffentlicht werden soll. Unsere Besprechung muß also auch den Inhalt des binnen kurzem erscheinenden II. Bandes andeuten, um innerhalb der Konzeption des ganzen Werkes auf die Bedeutung des I. Bandes hinweisen zu können. Der Zweck des ganzen Werkes ist die Sammlung des reichen türkischen Sprachmaterials, das in den byzantinischen Quellen enthalten ist, und seine Freilegung für die sprachwissenschaftliche Verarbeitung. Die besondere Wichtigkeit einer Erschließung dieses byzantinischen Namenmaterials besteht darin, daß von der Sprache eines großen Teiles der Türkvölker keine anderen Denkmäler erhalten geblieben sind.

Dieser Zielsetzung entsprechend wird der II. Band das ganze griechisch aufgezeichnete Namenmaterial der Türkvölker im weitesten Sinne und des Ungartums enthalten, mit der Bezeichnung aller Stellen des Vorkommens der vereinzelt Sprachdenkmäler. Also alle Namen, die in den Quellen als Bezeichnung eines Türkvolkes, beziehungsweise des Mitgliedes oder Wohnortes eines solchen Türkvolkes vorkommen, also die türkischen (und ungarischen) Volks-, Stammes-, Personen-, Orts- und Gattungsnamen. Er wird auch die Varianten veröffentlichen, durch die wir einer Bestimmung der ursprünglich aufgezeichneten Form dieser Namen näher gelangen. Bei der Ausarbeitung der einzelnen Stichwörter zieht er die historischen (prosopographischen) und sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkte gleichmäßig in Betracht. Der Zeitrahmen, innerhalb dessen der Verfasser das Mate-

rial der Quellen gesammelt hat, erstreckt sich von dem Auftauchen der Hunnen bis zur europäischen Ansiedlung der Osmantürken, also von ungefähr 375 n. Chr. bis 1566. So wird dieses Onomastikon alle Denkmäler der Türkssprachen, die in byzantinisch-griechischer Umschreibung erhalten geblieben sind, gesammelt enthalten und in ihrer ursprünglichen Gestalt der weiteren Forschung zugänglich machen.

Innerhalb dieses Zeitrahmens hat der Verfasser alle byzantinischen Schriftdenkmäler bearbeitet, die Material enthielten, das obiger Zielsetzung entspricht. Von diesen Quellen handelt der I. Band. In dessen Vorwort (18—97) behandelt Moravcsik zuerst die gegenseitigen Beziehungen zwischen *Byzanz und den Türkvölkern* (18—69). Gedrängt umreißt er die Hauptmomente der Entwicklung des byzantinischen Reiches. Er faßt alles zusammen, was wir aus den antiken Quellen über die älteste Geschichte der türkischen, beziehungsweise der ural-altaischen Völker wissen. Da die Hauptlinie der Völkerwanderung über die nördlichen Ufergebiete des Schwarzen Meeres führte, bietet er eine Übersicht der Geschichte des dortigen Griechentums, durch das sich Byzanz' Aufmerksamkeit auf die dieses Gebiet durchziehenden Völker lenkte. Das byzantinische Reich stand seiner geographischen Lage zufolge mit den verschiedenen Volkswellen des türkischen Volksstammes in ständiger kriegerischer oder friedlicher Berührung und kultureller oder diplomatischer Verbindung. Diese Volkswellen zogen von Osten nach Westen am byzantinischen Reiche vorbei und siedelten sich in seinem Interessenskreise oder an seinen Grenzen und oft sogar auf byzantinischem Gebiet an. In Reihenfolge behandelt er das Verhältnis des byzantinischen Reiches zu den einzelnen Türkvölkern, die im Laufe der Geschichte mit ihm in Verbindung traten (Hunnen, Saraguren, Oguren, Onoguren, Ephthaliten, Sabiren, Utiguren, Kutriguren, Avaren, Türken, Chazaren, Petschenegen, Uzen, Kumanen, Mongolen, Bulgaren, Magyaren, Seldschuken, Mameiuken, Osmanen) und faßt ihre Geschichte anschaulich zusammen. Über die Geschichte und die byzantinischen Beziehungen aller dieser Völker veröffentlicht er eine ausführliche, reiche Bibliographie.

Als allgemeine Einleitung *in die byzantinischen Quellen* (70—97) gibt er zuerst ihre *Charakteristik* (70—84). Nicht nur wegen der angedeuteten historischen Beziehungen sind diese die allerwichtigsten Quellen der Geschichte der Türkvölker. Die tiefere Ursache liegt in der Hochkultur des byzantinischen Reiches und in seiner reich entwickelten, auf lange, ununterbrochene Tradition zurückblickenden Geschichtsschreibung, die wir im Westen jenes Zeitalters vergeblich suchen. Auf dem Gebiete des oströmischen Reiches stellte sich im Gebrauch der Schrift und in der literarischen Entwicklung keine Unterbrechung ein. Diese Kontinuität erklärt das hohe Niveau und den außerordentlichen Reichtum der byzantinischen Geschichtsschreibung. Der Verfasser behandelt und charakterisiert der Reihe nach die Haupt-

typen, die Kunstgattungen der literarischen Formen in der byzantinischen Geschichtsschreibung und weist auch auf ihre kulturellen Wurzeln hin. So behandelt er die Typen der erzählenden Quellen (zeitgeschichtliche Monographie, Weltchronik, Kirchengeschichte, historische Dichtungen, hagiographische Schriften), die Gelegenheitsschriften (Briefe, Reden, Gelegenheitsgedichte), die fachwissenschaftlichen Schriften (Kirchenliteratur: Bischofsverzeichnisse, Konzilsakten; kriegswissenschaftliche Werke, geographische Werke, chronologische Aufzeichnungen, Wörterbücher), die Urkunden und die Papyrusdenkmäler. Ebenso lernen wir die Haupttypen der Inschriftquellen (Inschriften, Münzen, Siegel) kennen. Der Verfasser hebt den Spezialwert jeder Quellenart für die Geschichte der Türkvölker hervor und bietet bei jeder Kunstgattung eine reiche Bibliographie der Sammelwerke und Chrestomathien, der auf die Kunstgattung bezüglichen Literatur und der nötigen Hilfsmittel.

In dem Teil über die *Methodik der Quellenforschung* (84—97) bietet der erfahrene Verfasser nützliche methodologische Fingerzeige zur Erforschung byzantinischer Quellen. Als Hauptschwierigkeit erweist sich, daß — da die Byzantinologie eine verhältnismäßig junge Wissenschaft ist — die Ausgaben einer ganzen Reihe von byzantinischen Quellen nicht genügen und daß viele Quellen überhaupt noch nicht herausgegeben sind. Das Sammeln und Erschließen neuen Materials besitzt also auf dem Gebiete der Byzantinologie eine überaus große Bedeutung. Der Forscher gelangt notwendigerweise auf Schritt und Tritt in unmittelbare Berührung mit den Manuskripten. Dementsprechend bietet der Verfasser allen, die sich mit der Forschung beschäftigen wollen, eine prächtige Einführung und reiche literarische Anleitung hinsichtlich der Heuristik, der Behandlung von Manuskripten, der byzantinischen Palaeographie, der Textgeschichte, Textkritik und Herausgabetechnik. Auf Grund seiner reichen Forschererfahrungen faßt er auch die Kenntnisse zusammen, die der Forscher zum Verstehen und richtigen Erklären byzantinischer Quellen der mittellgriechischen Sprache, der byzantinischen Chronologie, der Volksnamenarchaisierung, des ethnographischen Toposgebrauches, der wechselseitigen Beziehungen griechischer Geschichtswerke des Mittelalters und überhaupt der byzantinischen Kultur besitzen muß.

Diesem isagogisch methodologischen Teil, der für die junge Generation der Byzantinologen bestimmt ist, folgt der eigentliche Hauptteil des I. Bandes, die Einzelbehandlung der *Quellen* (98—366). Diese ist so aufgebaut, daß sie als Quellenverzeichnis für das Onomastikon im II. Bande dienen kann. Bei den einzelnen türkischen Wörtern des Onomastikons, die griechische Aufzeichnungen enthalten, werden nämlich mittels Abkürzungen, mit der Seiten- und Zeilenzahl der verwendeten Ausgabe der entsprechenden Quelle bezeichnet, sämtliche Vorkommen aller dieser Sprachdenkmäler angegeben sein. Auf erster

Stufe bietet also dieses Quellenverzeichnis den Auflösungsschlüssel dieser Abkürzungen. Die Abkürzungen sind aus dem Namen der Verfasser, beziehungsweise aus dem Titel der Werke oder aus den lateinischen Ausdrücken, die auf ihren Charakter hinweisen, klar und logisch gebildet. Und jetzt finden die einzelnen Quellen in der alphabetischen Reihenfolge dieser Abkürzungen eine eingehende Behandlung, die sich auf alle Einzelheiten erstreckt. Der durchschnittliche Aufbau dieser Artikel ist folgender: die ausführliche Bearbeitung der historischen und philologischen Probleme, die sich an die Lebensbeschreibung, das Werk (oder die Werke) des betreffenden Historikers knüpfen, die vollständige Mitteilung der Textüberlieferung, der Ausgaben, der Übersetzungen; hierauf folgt mit Hilfe der Seitenzahlen der verwendeten Ausgabe die Erschließung des Materials, das in dem betreffenden Werk über die Geschichte der einzelnen Türkvölker enthalten ist; zuletzt wird jeder Artikel durch die vollständige Bibliographie der Fachliteratur abgeschlossen, die sich auf den betreffenden Schriftsteller und sein Werk (oder seine Werke) bezieht.

Diese Methode zur Bearbeitung der Kenntnisse, die sich auf die einzelnen Quellen beziehen, erhebt dieses Werk weit über den Begriff eines gründlichen Quellenverzeichnisses. Zur Durchführung dieser Arbeit genügte keineswegs das Durchlesen, Kollationieren und Herausschreiben einer fast unabsehbaren Masse byzantinischer Quellen vom Gesichtspunkte des türkischen Namenmaterials und sogar des Sammelns der türkischen historischen Angaben, was jedenfalls schon an und für sich eine Riesenarbeit ist. Der Verfasser hatte noch darüber hinaus eine gewaltige Arbeit zu vollbringen: eine literaturhistorische Arbeit im ernstesten Sinne des Wortes. Er mußte die ganze Fachliteratur über die zahllosen Quellen studieren und sie bis zur Gegenwart mit ständiger Aufmerksamkeit verfolgen, er mußte die verzweigten Problemgruppen klären, die sich an die einzelnen Verfasser und Quellen knüpften. Und von allen diesen Arbeiten mußte er Rechenschaft ablegen in den zahlreichen klar geschriebenen — oftmals äußerst komplizierte Probleme lösenden —, kleineren und größeren zusammenfassenden Abhandlungen, die die einzelnen Stichwörter des „Quellenverzeichnisses“ ergeben. Von dem Ausmaß der Arbeit, die hier geleistet wurde, kann man sich nur dann überzeugen, wenn man Artikel wie zum Beispiel den über die Werke des Konstantinos Porphyrogennetos gelesen hat.

Bei der Lektüre des Buches fragt man sich erstaunt, wie es dem fruchtbaren, auf der Mittagshöhe seiner wissenschaftlichen Laufbahn stehenden, gelehrten ungarischen Byzantinologen möglich war, dieses gewaltige Werk zu vollenden, für das anscheinend selbst ein Menschenleben nicht genügen sollte. Mit Recht ist man erstaunt, selbst wenn man nur die hierzu physisch notwendige Zeit in Betracht zieht,

selbst wenn man den Fleiß und die Ausdauer außer Betracht läßt, die zu einer solchen Arbeit benötigt werden. Und hier müssen wir noch besonders hervorheben, daß das unglaublich reiche bibliographische Material des Buches selbst unter den deutschen Fachwerken, die wegen ihrer Gründlichkeit berühmt sind, ohne Beispiel dasteht.

Als Abschluß unserer Besprechung — die in ihrem engen Rahmen eigentlich nur als kurzer Überblick des Werkes für die Interessenten gedacht ist — sei festgestellt: die Bedeutung dieser Arbeit von J. M o r a v c s i k liegt darin, daß er in ihr eine Bearbeitung der byzantinischen Geschichtsliteratur geboten hat, die Karl Krumbachers heute bereits veraltetes und etwas lückenhaftes Werk ersetzt und deren wissenschaftsgeschichtliches Ansehen nicht geringer sein wird als jenes, das Krumbachers Werk zu seiner Zeit besaß. Jetzt, wo die Historiker im I. Bande der *Byzantinoturcica* ein zur Erforschung der Geschichte der Türkvölker unentbehrliches Hilfsmittel und die Byzantinologen einen verlässlichen Wegweiser erhielten, der jeden Erforscher byzantinischer Quellen auf den rechten Weg lenkt, dürfen die Turkologen die Hoffnung hegen, im II. Band eine Sprachmaterialsammlung zu erhalten, deren Benützung einen neuen Aufschwung ihres Wissenszweiges herbeiführen wird.

Matthias Gyóni.

O. TREITINGER: *Die oströmische Kaiser- und Reichsidee nach ihrer Gestaltung im höfischen Zeremoniell*. Jena 1938. 8°. XIV, 246 S.

Das erhöhte Interesse, mit dem in letzterer Zeit die Forscher eine Untersuchung der geistigen Grundlagen des antiken und des mittelalterlich deutschen Herrschaftsbegriffes vornahmen, trug auch bedeutend dazu bei, die politischen Ideen des oströmischen Reiches zu verstehen. Das archäologische und kunstgeschichtliche Material, das sich zur Entwirrung der geistigen Grundlagen der oströmischen Kaiseridee bot, hat A. G r a b a r in seinem Werk *L'empereur dans l'art byzantin* (Paris 1936) verwertet. Das jetzt zu besprechende Werk — das von dem G r a b a r s c h e n vollkommen unabhängig entstand und bereits 1936 an der Universität zu München einen Preis gewann — hat sich ebenfalls zur Aufgabe gesetzt, uns dem Verständnis der byzantinischen Kaiser- und Reichsidee näher zu bringen. T r e i t i n g e r hat zu diesem Zweck mit hervorragender Einfühlungsgabe als Quellenmaterial die Untersuchung des byzantinischen Hofzeremoniells gewählt. Das aus den Untersuchungen hervorgehende Bild des oströmischen Reiches, wie es sich aus der Bloßlegung der politischen Ideen zusammensetzt, ist sowohl bei G r a b a r wie bei T r e i t i n g e r von stark magischen und mystischen Zügen einer irdischen civitas Dei durchwoben. Aus den fast unzähligen beobachteten Zügen, die sich im Laufe der Quellenuntersuchung melden, gestaltet sich dieses Bild zur Einheit eines „corpus politicum mysticum“, wie der Verfasser in seinem Vorwort (S. V.)

unter geistreicher Anwendung des Ergebnisses von Fr. Suarez das Idealbild des byzantinischen Reiches charakterisiert.

Das im Leben des Kaiserhofes zu Byzanz herrschende Zeremoniell, das der moderne Mensch vielleicht als eine Summe schematischer und unbedeutender Äußerlichkeiten ansieht, wurde dem Byzantiner, mit seiner größeren Empfänglichkeit für symbolische Versinnlichung geistiger Gehalte, geradezu zum mystischen Ausdruck der Staatsidee des Reiches; in ihm erlebten die Teilnehmer immer wieder diese Idee, die sich auf alle ihre Lebensbereiche auswirkte. Deshalb entwickelte sich am Hofe zu Byzanz die in Westeuropa unbekannte Zeremonienliteratur, die den Hauptteil von Treitingers Quellenmaterial ergibt (1—6).

Der Verfasser zeigt an der Entwicklung der Kaiserkrönung, wie das Zeremoniell aus einer realen rechtlichen Machtgrundlage emporwächst und wie es sich dann in eine religiös erhabene Sphäre erhebt, die sich dann mit christlichen Zügen füllt. Nach den Angaben der historischen Quellen untersucht er den Verlauf der Kaiserwahlen und Krönungen von der Wahl des Iulianos bis zur spätbyzantinischen Epoche. Dann unternimmt er, aus diesen die Rechtsgrundlage festzustellen, die zur Gewinnung der kaiserlichen Macht nötig war. Von der Mitte des V. Jahrhunderts an melden sich neben dem Wahlrecht des Heeres, das bis dahin dominierte, auch andere Kräfte: der Senat, das Heer und das Volk werden zusammen zu jenen Wählergruppen, deren in den Akklamationen geäußerte übereinstimmende Wahl die Rechtsgrundlage der Einnahme des Thrones ist. Doch auch die Regelung der Thronbesetzung wird gesichert dank der Ernennung der Mitkaiser, wo das Recht der Bestimmung des Nachfolgers dem Kaiser gebührt und die Teilnahme von Senat, Heer und Volk nur eine rechtlich notwendige Formalität ist. In dem Zeremoniell der Krönung an sich dominiert — dem oben Gesagten entsprechend — zuerst die militärische Form der Kaiserkrönung, die Krönung mit dem *torques* und die Erhebung auf den Schild. Zu ihr tritt, um sie später zu verdrängen, die kirchliche Zeremonie: die Einkleidung in Purpur und die Krönung mit dem Diadem, die vom Patriarchen vorgenommen werden. Die kirchliche Krönung ist bereits das symbolische „Sakrament“ der Vereinigung des Kaisers mit Gott. Die Zeremonie der Krönung liturgisiert sich dem Zeitgeist und dem sich entfaltenden magisch-sakralen Wesen der Kaiseridee entsprechend: von dem Marsfeld und aus dem Hippodrom gelangt sie in die Kirche und erweitert sich um das Gebet, das Ablegen des Glaubensbekenntnisses und die Salbung; letztere Zeremonie versinnlicht bereits die Auserwähltheit des Kaisers durch Gott. Demgegenüber betont Treitinger, daß in Byzanz der Kaiser rechtlich auf die kirchliche Krönung nicht angewiesen war; seine Macht blieb von dieser durchaus unabhängig, und der Patriarch gewann durch die Krönung keinen rechtlichen Einfluß auf die Kaiser-

wahl, da er dort nur als der vornehmste römische Bürger, als Vertreter des Reiches fungierte. Die einzige rechtliche Grundlage der kaiserlichen Macht war die übereinstimmende Wahl durch den Senat, das Heer und das Volk.¹

Jene andere Welt, die sich in den Hymnen und Akklamationen zeigt, hebt den Kaiser von dieser einfachen realen und rechtlichen Grundlage bereits in mystische Höhen empor: die mittelalterliche Seele versenkt das Reale und Sinnfällige und drängt der Idee entgegen. Sie hebt den Kaiser aus der irdischen, menschlichen Sphäre heraus und stellt ihn in eine unmittelbare Verbindung mit Gott. In diesen Hymnen und Akklamationen gelangt die religiös-sakral ideelle Grundlage der Kaiserwahl zum Ausdruck. Gott wählt den Kaiser, Er inspiriert die Wahl der Menschen; der Mensch verhilft mit seiner Stimme nur dem göttlichen Willen zum Ausdruck. Die Kaiserkrone wird vom Heiligen Geist geheiligt und von Christus dem Kaiser auf das Haupt gesetzt. Als „Gottes Stellvertreter“ lenkt der Kaiser das Reich und führt die christliche Religion zum Sieg; seine Macht kommt von Gott, seine Taten werden von Gott inspiriert (7—43).

Dies ist gewissermaßen die Erneuerung der „politischen Theologie“ in den ersten christlichen Jahrhunderten: die Vollständigkeit der Macht des einen christlichen Gottes duldet nur einen christlichen Kaiser, und dieser regiert durch göttliche Machtvollkommenheit und mit göttlicher Machtvollkommenheit auf Erden. Die Zeremonien, die das Leben des von Gott Erwählten durchweben, der bereits auf dem Throne sitzt und seine Macht ausübt, greifen größtenteils auf die heidnische römische Kaiserepoche zurück. (Treitinger hat bei der Erforschung des Ursprungs fast aller solcher Zeremonien den einschlägigen Forschungen von Andreas Alföldi überaus viel zu verdanken.) Der Kaiser bleibt auch in der byzantinischen Epoche Objekt des Kultes, nur die ideelle Grundlage des Kaiserkultes formt sich um und füllt sich mit christlichem Gehalt. Anstatt des Kaisergottes trägt jetzt der Kaiser als Auserwählter und Vertreter Gottes in seiner Person jenen übermenschlichen Charakter, der hauptsächlich in der Abgesondertheit von der Umwelt und in der Erhöhung in eine höhere Sphäre zum Ausdruck gelangt. Der Kaiserpalast gilt auch im christ-

¹ In diesem Punkte meldet G. Ostrogorsky, der Treitingers Buch auf Seite 211—223 der Byzantinischen Zeitschrift 41 (1941) eingehend würdigt, eine wesentliche Gegenmeinung an. Er beweist — aus den Ergebnissen eigener Forschungen schöpfend —, daß das zentrale Moment des Krönungszeremoniells in der mittel- und spätbyzantinischen Epoche die kirchliche Krönung war und die Akklamationen von Heer, Volk und Senat durchaus nicht jene Wichtigkeit besaßen, die ihnen Treitinger zuschreibt. Nach Ostrogorskys erschöpfender und auch sachlich-kritisierender Würdigung kann der Zweck unserer kurzen Inhaltsangabe nur sein, auf Treitingers Werk von grundlegender Wichtigkeit auch das Interesse der Nicht-Byzantinologen zu lenken.

lichen Byzanz als heiliger Ort; das kultische Schweigen, das die Person des Kaisers umgibt, die Vorhänge, der mit dem Himmelbaldachin überdachte Thron, die Porphyrscheiben unter seinen Füßen, die Pracht, die seine Macht manifestiert, das Verhüllen und Verschränken der Hände derer, die sich ihm nähern, die ihm vorausgetragenen Fackeln, der ihn umschwebende Weihrauch — das alles sind Offenbarungen der christlich gewordenen Form des Kaiserkultes. Auch die entwickelte Form der Akklamationen weist darauf hin, daß die Untertanen von Byzanz als Mitglieder des Weltreiches diese Größe der Reichs- und Kaiseridee tief durchfühlten: der byzantinische Untertan erhebt seinen Herrn aus seelischem Zwang über alle Stufen der Erhöhung empor fast bis zur Vergottung. Diese Erhöhung des Kaisers ins Übererhabene bringt die Erklärung dafür, daß Zeremonien so rein heidnischen Ursprungs, deren Zweck die Absonderung des Kaisers von den Untertanen war, auch in den christlichen Zeiten weiterleben konnten, so zum Beispiel die Proskynesis und der zur Begrüßung des Kaisers dienende Fuß-, Knie-, Brust-, Hand- usw. Kuß, der Brauch, daß der Kaiser allein saß, sein Speisen an einem abgedeckt und höher stehenden Tisch, die Zeremonie der im Helioskultus verwurzelten Prokypsis, usw. (44—123).

Eine andere Gruppe der Zeremonien zeigt eine andere Abfassung der mystisch erklärten, transzendent gewordenen Kaiseridee, einen anderen Aspekt ihrer Formung im Leben: der Herrscher nimmt als Gottes Stellvertreter in der irdischen civitas Dei priesterlichen Charakter an. Auf die römisch-heidnisch-mystischen Wurzeln der Kaiseridee legt sich eine christlich-sakrale Schicht: in dieser anderen Zeremoniengruppe gelangt die Idee des Priesterkönigs zum Ausdruck. Der Kaiser ist Christi Statthalter und Nachfolger auf Erden: sein Leben richtet sich im Palast nach Christi Lebensbeispiel ein. In den liturgischen Zeremonien des Hofes vertritt der Kaiser oft Christi Person, zum Beispiel am Feste des Peripatos, bei der Fußwaschung am Gründonnerstag, beim Besuch von Armen und Kranken und in einigen Zeremonien, die eine noch stärker mystagogische Auffassung zeigen. Dabei offenbart sich der Kaiser im Spiegel der Akklamationen und Titel auch als Apostel, als neuer Moses, David und Konstantin; gerade deswegen verehren die Byzantiner als Pfänder der Zukunft des Reiches zum Beispiel auch den Stock des Moses, Salomons Thron, das Kreuz Konstantinos des Großen und andere diesem Ideenkreis verbundene Symbole. Die Idee des Priesterkönigtums tritt auch in den liturgischen priesterlichen Funktionen in den Vordergrund, zu deren Ausübung die Kirche den Kaiser ermächtigt hat. Diese mystische Verbindung mit Gott erforderte über die Äußerungen des weltlichen Priesterkönigtums hinausgehend auch die Verkirchlichung des ganzen Lebens des Kaisers: eine gewisse aktiv-religiöse Lebensgestaltung. Als „Diener Gottes“ verzichtet er demutsvoll auf manche kaiserlichen Rechte zugunsten

Christi. Eine ganze Vergänglichkeits-Symbolik hält in ihm das Bewußtsein seiner Sterblichkeit wach und mahnt ihn zur Demut. In täglich wiederkehrenden religiösen Handlungen und in einer ganzen Reihe von verschiedenartigen Zeremonien äußert sich die „Diener“-Haltung des Kaisers seinem Herrn gegenüber, seine Erfülltheit von Gott, seine tiefreligiöse innere Spannung (124—157).

Durch Untersuchung einer anderen Gruppe der verwendbaren Quellen entwickelt der Verfasser vor uns auch die nach außen gerichteten Ansprüche der byzantinischen Reichsidee, die ideellen Wurzeln der nach außen ausgeübten Herrschaft des Kaisers. Das Reich, dieses *corpus politicum* ist Gottes: ist Gegenstand seiner Wahl und Liebe; und das byzantinische Volk ist Gottes auserwähltes Volk, der mit dem Anspruch auf die ganze Welt auftretende Träger und Verbreiter des Christentums. Dem gesellt sich noch das vererbte römische Reichsbewußtsein hinzu, dessen Anspruch sich ebenfalls auf das ganze Oikumene erstreckt. So fügt sich der Anspruch des byzantinischen Reiches auf Weltherrschaft aus christlichen und römischen Elementen zusammen. Ideell stellen dem Byzantiner sein Reich und sein Kaiser die Gipfel aller Länder und Herrscher dar. Seine ideelle Suprematie müssen alle Völker anerkennen. Diesen ideellen Anspruch auf Weltherrschaft bringt eine ganze Reihe von Akklamationen und Zeremonien zum Ausdruck. Die Symbolik der Siegeszüge im Zirkus und der Triumphzüge, das sogenannte gotische Weihnachtsspiel, der Tag der Vota usw., sie alle veranschaulichen in Verbindung mit der amtlichen Reichskunst, daß der Kaiser immer und überall siegen muß. Die Entwicklung der Titel des Kaisers, die Titelstreitigkeiten mit den deutschen Kaisern im Westen, die Verleihung höfischer Titel an ausländische Herrscher, die Einreihung fremder Herrscher in die „pneumatische Familie“ des Kaisers, dies alles sind Vorgänge, in denen die von Gott begründete Einheit und Alleinigkeit des Kaisertums und sein hieraus hervorgehender Anspruch auf die Weltherrschaft zum Ausdruck gelangt. Weitere wichtige Mittel zum Ausdruck der Suprematie und zur Führung der oft nur fiktiven Unterwerfungspolitik gegenüber fremden Völkern sind die Empfangszeremonien sowie die Annahme von Geschenken als huldigende Untertanentribute und hinwieder die Verleihung von fiktivem Grenzschutzsold oder Gnadengeschenken des Herrschers. Besonders die Annahme und das Tragen von Insignien mit dem Bild des Kaisers und von Gewändern bedeutete die Anerkennung der Abhängigkeit vom schenkenden Kaiser.² Der

² Als solches Geschenk betrachtet Treitinger auch den unteren Teil der ungarischen Heiligen Krone, den Michael VII. Dukas unserem König Géza I. sandte. Dieser sei, nach seiner Ausstattung, nur eine Kaiser-Krone (stephanos), in deren Annahme die Byzantiner die Anerkennung der Suprematie ihres Kaisers sahen, also Ungarns — mindestens fiktive — rechtliche Einbeziehung in den byzantinischen Machtkreis. In diesem Punkte steht Trei-

gleiche Anspruch auf Weltherrschaft meldet sich auch in der Urkundenpraxis des Hofes (158—213).

Die Zeremonien und Akklamationen, in denen sich die ideellen Wurzeln der inneren, im Reiche ausgeübten Herrschaft des Kaisers offenbaren, zeigen als unbedingt selbstverständlich, daß die Regierung des Kaisers nur ideal zu sein vermag: der von Gott mystisch ausgesandte Herrscher lenkt das Reich in vollkommener Eintracht mit Gott. Er ist der allmächtige Träger von Recht und Macht, Strahlensender der göttlichen Macht in seinem Verhältnis sowohl zum Gesetz wie zu den Beamten, zur Kirche und zum Volk (214—223).

Diesen reichen Ideengehalt aus den symbolischen Formen herauszuschälen, war eine schwierige Aufgabe. Das reiche und farbenprächtige Reichs- und Kaiserbild vermochte aus dem schwer deutbaren Quellenmaterial der Zeremonienliteratur nur ein Mann zu entwickeln, der hierzu lebendiges Gefühl und Fähigkeit zum Nachleben besitzt, der sich fast mit dem religiösen Glauben des byzantinischen Menschen in die zerstreuten Denkmäler der oströmischen Kaisertheologie und monarchischen Religion vertiefen konnte. Außer diesem Gefühl sind es die sichere Kenntnis des byzantinischen historischen Quellenmaterials jeder anderen Art, die gründliche und scharfsinnige Bearbeitung der fast unübersichtbaren Fachliteratur des vielfach verzweigten Themas und die großartige historische Schulung, die Treitingers Buch unentbehrlich für alle Geschichtsforscher machen, die sich — ob auf westlichem, ob auf südosteuropäischem Gebiete — für ähnliche Fragen interessieren.

Matthias Gyóni.

ITALIA E CROAZIA. Roma, 1942. Reale Accademia d'Italia. 648 S. 8°.

Obzwar vorliegender Sammelband seine Entstehung wohl den jüngsten politischen Ereignissen zu verdanken hat, so ist er doch weit davon entfernt, eine propagandistische Gelegenheitsschrift zu sein. Er ist im Gegenteil als eine durchaus ernste und wissenschaftlich einwandfreie Synthese jahrelanger fachmännischer Einzelforschungen zu bewerten. Alfredo Schiaffini, der die Redaktion leitete und in seiner einleitenden Studie die Grundlinien der italienisch-kroatischen kulturellen Beziehungen skizzierte, so wie die Verfasser der einzelnen Studien sind hervorragende Vertreter ihrer Wissenschaft in Italien. Das ganze Werk veranschaulicht nicht nur die ununterbrochene Tradition der tiefsten kulturellen Beziehungen zwischen Italien und

tinger im Gegensatz zu Julius Moravcsik, der im unteren Teile der Krone nach gründlichen Studien eine Art der kaiserlichen Stemma sieht und ihre Übersendung als Anerkennung des Königtums Gézas I. und Sicherung der politischen Unabhängigkeit Ungarns auffaßt.

Kroatien, sondern gibt zugleich auch ein Zeugnis von der Renaissance der kroatischen Studien im modernen Italien ab.

In die vorkroatische Periode der Balkanhalbinsel und Pannoniens greifen die Studien von Francesco Ribezzo und Roberto Paribeni zurück. Ribezzo (*Italia e Illiria preromana*) untersucht die wechselseitigen Beziehungen zwischen beiden Küsten des Adriatischen Meeres, während Paribeni (*Romanità della Croazia Pannonica*) die Eroberung Pannoniens durch August, die stufenweise erfolgte Romanisierung dieses in eine römische Provinz umgestalteten Gebietes, und seine späteren Schicksalswendungen während der Kaiserzeit darstellt.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die in methodologischer Hinsicht grundlegende Studie von Matteo Bartoli über die romanischen Elemente des Kroatischen und Albanesischen (*Dalmatico e albanoromanico. Reliquie romaniche nel croato e nell'albanese.*) Verf. setzt vor allem den Gebrauch der üblichen romanistischen Terminologie fest. Er unterscheidet drei Phasen in der Entwicklung der romanischen Sprachen, die er mit den Ausdrücken *latino*, *romano* und *romanzo* bezeichnet: „la fase latina è una fase antica relativamente alla fase romanica, e questa è anteriore alla fase romanza.“ Charakter und Alter der Lehnwörter romanischen Ursprungs, die von den kroatischen Wissenschaftlern früher schlechthin als „lateinisch“ oder „romanisch“ bezeichnet wurden, kann auf Grund dieser chronologischen Unterscheidung genauer bestimmt werden. Durch einen Vergleich mit den lateinischen Elementen des Keltischen wird die Schichtung der romanischen Elemente im Kroatischen und Albanesischen folgendermaßen beleuchtet: „... gli elementi *latini* del celtico sono più antichi che gli elementi *romanici* del croato, del serbo, del bulgaro, dell'albanese, del greco medio e del moderno, e gli elementi di queste lingue sono, alla loro volta, più antichi che gli elementi *romanzi*, per es., del croato. che sono di origine italiana (specialmente veneta), francese e romena“ (S. 119). Dieser chronologischen Schichtung entsprechend bezeichnet Verf. Lehnwörter, wie z. B. *ovrata* „eine Fischart“ (< lat. *aurata*) als romanische, denen gegenüber der Typus *orada* die spezifisch italienische Entwicklungsstufe vertritt. Die genaue Unterscheidung ist allerdings nur im Falle möglich, wenn lautliche Merkmale oder zuverlässige kulturhistorische und wortgeographische Kriterien vorhanden sind. Nach diesen methodologischen Vorbemerkungen bespricht Verf. eingehend die eingesammelten romanischen Überbleibsel in Dalmatien und Albanien, deren Charakteristik schließlich in zwei Punkten zusammengefaßt wird: „1. Il dalmatico e l'albanoromanico erano linguaggi romanici, come il *sardo* e il *ladino*, nel senso che discordavano bensì dalla lingua nazionale italiana, ma ne discordavano in quanto la nostra lingua ha perduto preziose reliquie di antica romanità, che brillano ancor oggi nell'Illiria, nella Sardegna e nella Ladinia. 2. Gli accordi del dalmatico e dell'albanoromanico con le

parlate dell'*Italia meridionale e centrale* sono più profondi e più frequenti che quelli con le parlate dell'Italia settentrionale" (S. 185).

Die historische Bedeutung der römischen Kirche für die nationale und kulturelle Entwicklung des kroatischen Volkes wird von Giuseppe Praga beleuchtet (*La Chiesa di Roma e i Croati*). Der entscheidendste Schritt des kroatischen Volkes war die Anerkennung der geistlichen Macht der römischen Kurie, denn sie bedeutete für das junge Volk nicht bloß die Annahme des Christentums in seiner abendländischen Form, sondern zugleich auch den Eintritt in die westeuropäische Kultursphäre. Kroatiens ausgeprägt katholischer Charakter, an dem die Reformation nichts ändern konnte, sichert dem Land unter den europäischen Kulturstaaten auch heute eine vornehme Rolle.

Auf realer Grundlage, jede gekünstelte Kombination zurückdrängend stellen Sergio Bettini und Giuseppe Fiocco den Einfluß der italienischen Kunst auf die kroatische dar (*Arte italiana e arte croata*). Besonders hervorzuheben ist die nüchterne Vorsicht, mit der die Verf. vorgefaßte Meinungen und schwer zu beweisende Hypothesen hinsichtlich der altslawischen Kunst ablehnen. Dieses Verhalten ist besonders gegenüber den kühnen Theorien des sonst verdienstvollen Kunsthistorikers, Strzygowski gerechtfertigt, der aus dem Vorhandensein zahlreicher mittelalterlicher und neuzeitlicher kirchlicher Holzbauten in der Ukraine weitgehende Folgerungen auf eine vorkristliche altslawische Kirchenarchitektur ziehen wollte. Die Verf. stellen dagegen fest, daß die ältesten Denkmäler der Bautätigkeit auf dem dalmatinischen Küstenlande entscheidende Merkmale der italisch-christlichen Baukultur aufweisen. Die kroatische Kunst macht auch in den späteren Jahrhunderten alle Entwicklungsstufen (romanische Epoche, Gotik, Renaissance, Barock, moderne Kunst) unter dem ununterbrochenen Einfluß der entsprechenden italienischen Stilarten durch.

Eine umfangreiche, reichlich dokumentierte Studie widmete Roberto Cessi den venezianisch-kroatischen historischen Beziehungen (*Venezia e i Croati*).

Die schöne zusammenfassende Darstellung, die Carlo Tagliavini den italienischen Elementen der kroatischen Sprache widmete (*Sugli elementi italiani del croato*), wurde bereits als Sonderabdruck in unserer Zeitschrift eingehender besprochen (vgl. Bd. VIII. S. 304—7.).

Besondere Aufmerksamkeit verdient auch die Studie von Giovanni Mavèr, die unseres Wissens als die erste größere Synthese einer Geschichte der italienisch-kroatischen literarischen Beziehungen zu begrüßen ist (*La letteratura croata in rapporto alla letteratura italiana*). Es geht aus dieser Darstellung hervor, daß die kroatische Literatur des dalmatinischen Küstenlandes unter ständigem italienischem Einfluß stand. Im Zusammenhang mit der Überschätzung der glagolitischen Literatur durch kroatische Wissenschaftler hebt Verf.

hervor, daß besonders in neuerer Zeit die Bedeutung der Denkmäler in lateinischer Schrift von den kroatischen Philologen immer mehr anerkannt wird. Dabei hätte Verf. auch darauf hinweisen können, daß die falsche Beurteilung des Glagolismus hauptsächlich auf das einseitige Studium der Denkmäler zurückgeht. Die Erforschung der glagolitischen Literatur begrenzte sich bis zur jüngeren Zeit hauptsächlich auf die sprachliche Seite, wobei die inhaltliche Untersuchung der einzelner Denkmäler, die Feststellung ihrer Zugehörigkeit innerhalb der europäischen geistigen Strömungen ziemlich vernachlässigt wurde. Daraus ergab sich die naiv-patriotisch gefärbte philologische Tradition, alles, was in glagolitischem Gewand erschien, als „echt“ kroatisch, alles, was zu gleicher Zeit mit lateinischen Buchstaben niedergeschrieben wurde, als „fremd“ anzusehen. Neuere inhaltliche Forschungen müssen jedoch eine gewisse Umwertung der glagolitischen Literatur erbringen. Je mehr nämlich die inhaltliche Seite der Denkmäler berücksichtigt wird, um so klarer können sie in zwei grundverschiedene Gruppen geteilt werden. Die eine, die den ältesten Grundstock des Glagolismus bildet, besteht aus jenen Texten liturgischen und biblischen Inhalts, die allen glagolitischen Priestern zur Ausübung der Meßliturgie und der sonstigen priesterlichen Funktionen nötig waren. Ein Teil dieser Texte wurde zweifelsohne noch aus griechischen Originalen ins Kirchenslawische übersetzt und in Kroatien durch Abschriften verbreitet, und nur spätere Übersetzungen gehen auf lateinische Vorlagen zurück. Diese ältere Schicht der glagolitischen Literatur hat einen ausgesprochen liturgischen, textlich gebundenen Charakter, an welchem daher höchstens eine sprachliche Entwicklung, keineswegs aber eine geistesgeschichtliche Entfaltung beobachtet werden kann. In literarischer Hinsicht ist also die andere Gruppe bei weitem bedeutender. Diese besteht aus Übersetzungen lateinischer theologischer Traktate, verschiedener Predigten, Legendensammlungen u. s. w., deren Auswahl und Bearbeitung vom Zeitgeiste stark beeinflußt war. Diese zweite Gruppe bewahrte ihren ursprünglichen orientalischen Charakter, bloß durch die Schrift, denn ihre Sprache ist die fast reine kroatische, von kirchenslawischen Elementen nur mehr schwach durchsetzte kroatische Volkssprache, und dem Inhalte nach ist diese Literatur als eine durchaus abendländische Erscheinung zu bewerten und zeigt mit ihren zahllosen Codices eher eine verwandschaft mit der ungarischen, als mit der serbischen oder bulgarischen Literatur des Mittelalters. Diese glagolitische Literatur ist natürlich der italienischen gegenüber nicht verschlossen geblieben. Man denke nur daran, daß größere Teile der Werke des Florentiner Erzbischofs, Antoninus (1389—1459) etwa in fünf glagolitischen Handschriften erhalten sind.

Im weiteren entwickelt sich die kroatische Literatur des Küstenlandes naturgemäß unter italienischem Einfluß. Aber Mäver geht in der Betonung dieser Abhängigkeit vielleicht doch zu weit, wenn er

behauptet: „la letteratura dalmato-ragusea in lingua croata non ha, di fronte all'italiana, che una sola differenza essenziale — la lingua“ (S. 485). Wenn auch Verf. das Vorhandensein einiger Ausnahmen zugeht, so wird dadurch sein Urteil im Wesentlichen nicht gemildert. Es muß dagegen betont werden, daß eben die bedeutendsten kroatischen Dichter des XVI. und XVII. Jahrhunderts die konventionellen, der italienischen Literatur entlehnten dichterischen Formen mit echt kroatischem Inhalt auszufüllen wußten, wie z. B. *Vetranic* (1482—1576), der die Türkennot, die Leiden Kroatiens und Ungarns wohl nicht bloß der literarischen Mode folgend, sondern auch aus aufrichtigem Mitgefühl besang, oder *Palmotic*, dessen historische Dramen von slawisch-kroatischem Bewußtsein strotzen.

Einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der italienisch-kroatischen Beziehungen liefert *Arturo Cronia*, der in seiner Studie die Zeugnisse der italienischen Literatur über Kroatien und die Kroaten von den ältesten Zeiten bis zur jüngsten Gegenwart zusammengestellt hat. (*Notizie italiane intorno alla Croazia e ai Croati*). Am Ende des Bandes gibt der fleißige Bibliograph *Enrico Damiani* eine Übersicht der in italienischer Sprache erschienenen Werke über die kroatische Kultur. (*Contributo a una bibliografia di scritti italiani o in italiano su argomenti di cultura croata.*)

Alle diese Studien wollen durch die Darstellung des italienischen Einflusses auf die kroatische Kultur vor allem die expansive Kraft, die befruchtende Mission des italienischen Geistes dokumentieren; jede kulturhistorische Einzelheit aber, die von den Forschern bereits zutage gefördert wurde und in der Zukunft noch erschlossen wird, beweist dabei zugleich auch immer mehr den unleugbar abendländischen Charakter der kroatischen Kultur. Kann der italienische Forscher seine Freude über die Rolle, die der italienische Geist in der Verbrüderung der kroatischen Kultur mit der abendländischen gespielt hat, nicht verhehlen, so kann auch das kroatische Volk die enge Verbundenheit mit der westlichen Kultur mit gerechtem Stolz fühlen.

L. Hadrovics.

Izabrani članci Svetozara Miletića. S predgovorom Vase Stajića. Priredio Miroslav Jerkov (Ausgewählte Studien von S. M. Mit einem Vorwort von V. S. hrsg. von M. J.). Novi Sad, 1939. Janković i Bogdanov. XVI, 216 S. 8°. Izdanja prosvetno-izdavačke zadruge „Zmaj“. Br. 1. (Veröffentlichungen der Verlagsgesellschaft „Zmaj“. Nr. 1.) — *Svetozar Miletić* (1826—1901) gehörte zu jener serbischen Generation, deren Mitglieder in den Jugendjahren unter dem entscheidenden Einfluß der nationalen Romantik gestanden hatten, die Revolutionsjahre 1848—49 bereits als tätige Politiker mitmachten und im besten Mannesalter nach der Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Regierung in Ungarn, in der zweiten

Hälfte des vorigen Jahrhunderts als Vorkämpfer der serbischen Politik eine nicht unbedeutende Rolle in der Entwicklung Ungarns spielten. Aus dieser Generation hob sich Miletić durch seine Charaktereigenschaften und geistigen Fähigkeiten als unumstrittener politischer Führer hervor. In ihm vereinten sich die besten seelischen Eigenschaften, wie unbestechliche Ehrlichkeit, unbeugsame Charakterstärke und mutige Offenheit mit großen geistigen Fähigkeiten und einer umfassenden europäischen Bildung. Wenn auch seine politische Tätigkeit nicht in jeder Hinsicht die Bedeutung erreicht hatte, die seine Biographen ihr besonders nach dem ersten Weltkrieg zuschrieben,¹ so war Miletić sicherlich über die zeitgenössischen Politiker des serbischen Fürstentums eben durch die erwähnten Eigenschaften hoch erhaben. Das vorliegende Buch bietet nun die besten politischen Artikel, in denen der Verfasser seine, über die Tagespolitik hinausgehenden, mittel und- osteuropäische Grundfragen berührenden Gedanken niedergelegt hat.

In diesen Artikeln kann der Entwicklungsgang von Miletićs politischer Auffassung genau beobachtet werden. Als ganz junger Politiker in den Jahren 1848—1849 denkt er noch über die Rechtslage der serbischen Woiwodschaft in der österreichischen Gesamtmonarchie nach und entwirft den Plan eines idealen Föderativstaates, in dem alle Nationen und Nationalitäten ungeachtet ihrer zahlenmäßigen Stärke die gleiche Autonomie genießen würden. Um etwa fünfzehn Jahre später beschäftigt er sich in einer längeren Studie mit der orientalischen Frage, für die er die Lösung bereits im Sinne der großserbischen Pläne finden will. In den sechziger und siebziger Jahren entwickelt sich Miletićs Auffassung über die südslawische Frage immer mehr in der Richtung des serbisch-kroatisch-slowenischen Brüderschafts- und Einheitsgedankens, dessen Verwirklichung er sich keineswegs mehr im Rahmen der Donaumonarchie vorstellen kann. Mit einer heute undenkbaren Offenheit erörtert er seine Auffassung, laut deren die Monarchie keine moralische Unterstützung und Opferfreudigkeit seitens der Südslawen verdiene (S. 174), da aber für eine gewaltsame Lösung die südslawischen Kräfte noch nicht ausreichen, so bleibe diesen Völkern bloß die eine Möglichkeit übrig, sich mit der gegebenen politischen Lage abzufinden und ihre Blicke stets auf die Zukunft zu richten. „Uns bleibt also nichts übrig — sagt er in seiner Studie über die Einheit der Südslawen — als unsere Politik in zwei Teile zu teilen: in eine gewöhnliche Politik der Gegenwart und in eine Politik der Zukunft, ... die von der geeigneten Zeit und der Entwicklung der Ereignisse abhängt. An der ersteren sollen wir arbeiten, für die letztere müssen wir das Volk geistig und moralisch erziehen.“ (S. 177) Diese i. J. 1870 niedergeschriebenen Worte zeigen

¹ V. Stajić: *Svetozar Miletić. Život i rad*. Novi Sad, 1926. 2. Aufl. 1939. K. Milutinović: *Svetozar Miletić*. Zagreb, 1939.

unverhehlt, mit welcher zielbewußten Entschlossenheit die serbischen Politiker die Zerstörung der Donaumonarchie und die Gründung eines großen südslawischen Staates planten. Alles andere, auch die Erlangung weitgehender Autonomierechte im Rahmen der Monarchie, wurde bloß als vorläufige Lösung, keineswegs aber als Endziel der serbischen Politik betrachtet.

Diesen staatszersetzenden Plänen gegenüber konnte weder Österreich, noch Ungarn die Rolle des ruhigen Zuschauers bewahren und besonders Ungarn — falls es keinen Selbstmord begehen wollte — mußte sie mit allen, in der damaligen Zeit verfügbaren Mitteln bekämpfen. Es ist bereits zu einer Tradition auch in der westlichen politischen Literatur geworden, die ungarische Politik vor dem ersten Weltkriege als eine rücksichtslose Unterdrückung der Nationalitäten darzustellen. Ein tieferes Studium der beiderseitigen Zeitdokumente würde aber den Beweis erbringen, daß das Ungartum eher einen aus seiner Notlage gegebenen Selbstverteidigungskampf als eine Unterdrückungspolitik führte.

L. Hadrovics.

LADISLAUS SZIKLAY: *Die slowakische Literatur*. Budapest, o. J. (1942). Franklin-Gesellschaft. 223 S.

Der ungarische Leser nimmt zweifellos mit großem Interesse das Buch Ladislaus Sziklays in die Hand, da dieses — seinem Titel nach — die erste moderne Zusammenfassung der slowakischen literarischen Entwicklung in ungarischer Sprache bietet. Der Verfasser erklärt jedoch — gewissermaßen im Gegensatz zum Titel des Werkes — bereits in der Einführung, daß sein Ziel nicht die stoffliche Bearbeitung der slowakischen Literaturgeschichte gewesen sei, er wollte nur die Hauptperioden und die Hauptgestalten der slowakischen Entwicklung würdigen. Der ungarische Leser wäre, beim heutigen Stand der Forschung, vorläufig auch damit zufrieden, es ist jedoch nicht zu bezweifeln, daß wir in manchen Fällen auch den eingangs versprochenen, schematischen Überblick kaum erhalten.

Sziklay teilt sein Buch in folgende Kapitel: I. Protestantische Literatur. II. Katholische Literatur. III. Preßburger Aufklärung. IV. Romantik: die „Vzájemnost“-Idee. V. Die Štúr-Schule: Slád-kovič. VI. Das ausgehende Jahrhundert: Vajanský, Hviezdoslav.

Das erste Kapitel führt der Verfasser, treu den Überlieferungen der slowakischen Literaturgeschichtsschreibung, mit der Erwähnung von Cyrills und Methods Tätigkeit ein. Diese einleitenden Zeilen sind jedoch, unserer Ansicht nach, gänzlich überflüssig, da der Verfasser es selbst bekennt, daß die Tätigkeit der beiden Apostel keinen Einfluß auf die slowakische Literatur ausübte. Dazu kann man noch erwähnen, daß die persönliche Tätigkeit der Slawenapostel sich keineswegs auf slowakischem Boden abgespielt hatte (vgl. St. Kniezsa: *Die*

Slawenapostel und die Slowaken. AECO. VIII. S. 149. ss.). Der eigentliche Gegenstand des Kapitels, die durch den Protestantismus inspirierte Literatur, wird von unserem Verfasser in drei Abschnitte geteilt: Volksliteratur geschichtlichen Charakters (epische Lieder, lyrische Gedichte), geistliche Dichtung und wissenschaftliche Literatur. Besonders ist es der erste Abschnitt, der unser Interesse verdient, da er in diesem einige historische Lieder bespricht, die über die ungarisch-slowakische Schicksals- und Themengemeinschaft ein Zeugnis ablegen. Er erwähnt unter den slowakischen geistlichen Liederdichtern dieser Epoche den aus der ungarischen Literaturgeschichte wohlbekannten Johann R i m a y, den Freund des Valentin B a l a s s a, und Peter B e n i c z k y, unter den Gelehrten Matthias B é l und Paul W a l l a s z k y. Das zweite Kapitel faßt, kürzer als erwünscht, die katholische Literatur von Nagyszombat (Tyrnau) zusammen (G a v l o v i č allein wird etwas ausführlicher behandelt), B a j z a und B e r n o l á k wird auch diese Stelle zugewiesen. Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit der Tätigkeit von Bohuslav T a b l i c und Jiří P a l k o v i č. Im vierten Kapitel erhalten, neben einer umständigen Darlegung der herderischen Ideologie, S a f á r i k und K o l l á r, im fünften Š t ú r und, sehr ausführlich S l á d k o v i č, ihren Platz. Das letzte Kapitel — das längste — ist der Tätigkeit zweier Schriftsteller, V a j a n s k ý und H v i e z d o s l a v gewidmet.

Wie man auch aus diesem kurzen Abriß ersieht weicht diese Einteilung in vielem von den bisherigen Einteilungen der slowakischen Literaturgeschichte ab, was im Grunde genommen noch kein Fehler wäre, wenn wir alles Wesentliche über die slowakische Literatur darin finden könnten. Statt dessen entdecken wir jedoch oft eine gewisse Disproportion unter den einzelnen Teilen, was aber natürlicherweise von der persönlichen Beurteilung abhängt. Manche Schriftsteller blieben, aus Gründen die uns unklar sind, gänzlich unerwähnt. So fehlt z. B. eine der interessantesten Persönlichkeiten der slowakischen Literatur, Johann H o l l ý. Ihn zu übergehen bedeutet so viel, wie z. B. V ö r ö s m a r t y, dem übrigens H o l l ý wesensverwandt ist, aus der ungarischen Literaturgeschichte wegzudenken. Es gehört nicht zu unserer Aufgabe derartige Mängel aufzuzählen, wir wollen dennoch einige Namen erwähnen. Obwohl die Hauptaufgabe des Werkes die Untersuchung des XIX. Jahrhunderts bildet, erwähnt er aus der Š t ú r-Schule, die zahlreiche Schriftsteller in sich faßt, außer S l á d k o v i č, selbst die bekanntesten nicht: so fehlen die von C h a l u p k a, B o t t o und K r á l gebildete Trias, der produktive Romanschriftsteller und Novellist K a l i n č á k und K u k u č i n, der realistische Novellist und Romanschriftsteller des Jahrhundertsendes. Hätte er sich außer den besprochenen Schriftstellern auch mit anderen befaßt und dem historischen Roman die nötige Aufmerksamkeit gewidmet (z. B. K u b á n i: Valgatha), so hätte er zahlreiche Gelegenheiten gehabt, auf das Bewußtsein der un-

garisch-slowakischen Schicksalsgemeinschaft hinzuweisen. Sziklay nennt nämlich jenes Gefühl, das im Laufe der Jahrhunderte, bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts, sämtliche Völker Ungarns, ungeachtet ihrer Nationalität, in eine völlige Seelengemeinschaft mit dem Ungartum verschmolzen hatte, eine Hungarus-Gesinnung, und beschäftigt sich deshalb vorwiegend mit solchen Erscheinungen und Verfassern, in denen und bei denen er diese zu entdecken glaubt. Er ist bestrebt, dieses Hungarus-Gefühl oft auch bei solchen Schriftstellern zu entdecken, die sich gegen das Ungartum gewandt haben (so nimmt er bei Kollár und einmal auch bei Vajanský das Fortleben solcher Traditionen an). Selbst wenn es ihm gelingt, in einzelnen Fällen das Vorhandensein dieser Gesinnung wahrscheinlich zu machen, weicht er manchmal von wahren Inhalt des fraglichen Begriffes ab: die Liebe zum Vaterland und die mit den ungarischen Dichtern verwandte Betrachtung der ungarischen Landschaft liegt dem bewußten Gefühl, das das gemeinsame ungarische Schicksal bekennt und auf sich nimmt, und das den wesentlichsten Zug dieses Begriffes bildet, bereits sehr entfernt. Abgesehen davon, daß dieser Begriff in Raum und Zeit immer enger begrenzt, selbst nach Sziklay, nunmehr nur in der gemeinsamen Landschaftsbetrachtung zum Ausdruck kommt, scheint es nicht genügend begründet, die slowakische Literatur nur mit diesem Maßstab zu messen. Wenn wir unseren wissenschaftlichen Kreisen und unserem sich dafür interessierenden Publikum ein klares und reales Bild über die slowakische Literatur geben wollen, dürfen wir diese nicht nur aus einem einzigen Gesichtspunkt her beleuchten, sondern aus allen jenen Gesichtspunkten, welche für die slowakische Literaturentwicklung ausschlaggebend waren. Wir sind bereit, es anzuerkennen, daß dies heute noch eine sehr schwere Aufgabe ist, weil die slowakische Literaturgeschichte noch zahlreiche vernachlässigte, unerschlossene Gebiete aufweist und die emsige Erforschung der Einzelheiten erst vor kurzem begonnen wurde; eben darum halten wir jedoch den Zeitpunkt zur Abfassung einer Synthese, die jeden nötigen Gesichtspunkt zur Geltung bringt, für etwas verfrüht. Viel fruchtbarer wäre es auch für die jungen ungarischen Forscher, sich in die Einzelheiten zu vertiefen und es wäre sehr nützlich, wenn Sziklay neben seiner geisteswissenschaftlichen Einstellung die Angaben und Ergebnisse der positivistischen Literaturwissenschaft nicht verschmähte. Vielleicht sind bei ihm deshalb einige sachliche Entgleisungen zu finden, von denen wir nur die folgenden erwähnen wollen; die unrichtige Reproduktion der Einleitung von Bernoláks Wörterbuch und das falsche Datum des Erscheinens (1829—33 statt 1825—27), die ebenfalls falsche Geburtsangabe von Jiří Palkovič (1796 statt 1769), ferner, daß Kollár die Národnie Zpiewansky in tschechische Sprache übersetzt hätte. Richtig: Kollár stellte die Narodnie Zpiewanky aus mehreren Sammlungen zusammen, und die damaligen Sammler wie-

dergaben die slowakischen Texte nach ihrer eigenen tschechischen Schreibweise, mit tschechischer Orthographie, stellenweise vielleicht auch mit gewissen tschechischen Eigentümlichkeiten. Dies bedeutet jedoch noch bei weitem nicht, daß die Sammlung in t s c h e c h i s c h e r Sprache geschrieben wäre. Mit heutigen Augen gesehen wirkt auch B e r n o l á k s slowakische Sprache als tschechisch, wie sollte dann die Sprache der Texte, deren Sammler sich in tschechischer Sprache gebildet hatten, nicht ebenfalls so anmuten? Wir müssen noch die teils ungenaue, teils schwerfällige Übersetzung der slowakischen Titel erwähnen.

Dessen ungeachtet ist S z i k l a y s unbestreitbares Verdienst, daß er die Aufmerksamkeit auf die Beziehungen des ungarischen und slowakischen Geisteslebens, die bisher nur ungenügender Weise in Betracht gezogen wurden, lenkt. Wir hoffen, daß auf Grund seines Werkes eine fruchtbare Forschungsarbeit beginnen werde. S z i k l a y steht dem slowakischen Volk und seiner Literatur wohlwollend und mit einer sich auf Schritt und Tritt offenbarenden Liebe gegenüber (ein derartiges Wohlwollen und eine solche Loyalität wurde uns von der anderen Seite bisher kaum zuteil). Manchmal könnte man sogar behaupten, S z i k l a y übertreibe gewissermaßen dieses Wohlwollen zu unserem Nachteil. Vielleicht ist es diesen Umstand zuzuschreiben, daß R i m a y bei ihm als ein Mensch „ungarisch-slowakischer“ Gesinnung erscheint und obwohl er es betont, daß R i m a y ein ungarischer Dichter sei, läßt er ihn in der slowakischen Literatur dennoch eine Rolle zu, die den Anschein hat, als wäre es ganz gleich, ob R i m a y ein ungarischer oder slowakischer Dichter war (Nb. seit S z i l á d y s Buch¹ ist bereits die slowakische Literaturgeschichte von A. M r á z in deutscher Sprache erschienen und dieser erhebt keinen Anspruch auf R i m a y!). Er zieht sogar aus der veralteten Schreibweise seines Namens, R i m a j, unrichtige Folgerungen. Ebenso nachgiebig ist er den Slowaken gegenüber im Zusammenhang mit der Person Matthias B é l s. S z i k l a y s Wohlwollen offenbart sich jedoch nicht nur in diesen Dingen. Die eingehende und uneingenommene Analyse, die er dem ungarfeindlichen V a j a n s k ý widmet ist ein klarer Beweis dafür, daß er sich über die Gegensätze und Reibungen, die unter den beiden Völkern bestanden, hinwegsetzen konnte. Dies und zahlreiche andere Stellen seines Buches streben wirklich danach, durch Auffassung und durch taktvollen Ton, die Annäherung und das Verständnis beider Völker zu fördern.

Die ungarischen Forscher dürfen die Hoffnung wahrlich nicht aufgeben, das im Buch gesteckte Ziel zu erreichen oder wenigstens zu erstreben. Vorläufig sind jedoch noch sehr viele Einzel-

¹ Vgl. *A magyarországi tót protestáns egyházi irodalom* (Die protestantische Kirchenliteratur der ungarländischen Slowaken). 1517—1711. Budapest, 1939.

forschungen zu leisten. Das hingebende und gewissenhafte Vertiefen in diese Kleinarbeit wird hoffentlich nicht nur über gänzlich unklare oder nur teilweise bekannte Fragen ein neues Licht verbreiten, sondern auch eine festere Brücke der Annäherung zwischen beiden Völkern schlagen.

Emilie Úrhegyi.

G. CĂLINESCU: *Istoria literaturii române dela origini până în prezent*. Bucuresti, 1941. Fundația Regală pentru literatură și artă. 948 S.

Nach D. Murărașus einigermaßen enttäuschender volkstümlicher Zusammenfassung (*Istoria literaturii rom.* ed. II. Bucuresti, o. J. 1941 Cartea Rom.), die schon im Augenblick ihres Erscheinens unzeitgemäß war,¹ nahmen wir das zusammenfassende Werk G. Călinescus, des Verfassers der großen Eminescu-Monographie, mit lebhaften Interesse in die Hand; durch Umfang und schöne Ausstattung ist das Werk wahrhaftig geeignet, ein „Bédier-Hazard“ der Rumänen zu werden. Die frühere Tätigkeit des Verfassers war uns jedenfalls eine Gewähr, diesmal wieder eine kühne Umwertung, eine vielleicht etwas impressionistische, doch noch immer interessante und anregende Darstellung der ganzen rumänischen Literaturgeschichte und ihrer Teilfragen zu erhalten. Wir erwarteten von Călinescu ein ähnliches Werk, wie die ungarische Literaturgeschichte von Anton Szerb, die — wenn noch so angefeindet — doch die Literaturanschauung einer ganzen Generation entscheidend beeinflusste. Freudig können wir feststellen, daß unsere Erwartung im allgemeinen nicht enttäuscht wurde: Călinescus Buch ist, trotz mancher Unebenheiten, eine auf dem persönlichen Erleben der Literatur aufgebaute, sympathische Schöpfung und ganz bestimmt ein bedeutsames Ereignis in der Geschichte der in prinzipieller Hinsicht nicht sehr hochstehenden rumänischen Literaturwissenschaft.

Schon das Vorwort bedeutet eine Reaktion gegen die bisherige allzu betont historische Auffassungsweise und die Vernachlässigung der ästhetischen Gesichtspunkte. Călinescu interessiert sich nur für diejenigen Werke, die bewußt die Verwirklichung des künstlerisch

¹ In Murărașus Werk traten gewisse Ziele der nationalen Erziehung (z. B. in der Periodisierung) übermäßig in den Vordergrund, ohne daß die neuesten Einzelforschungen bei den Grundlinien des allgemeinen Aufbaus verwendet worden wären. Die Behandlung der literarischen Beziehungen zwischen Ungarn und Rumänien ist besonders lückenhaft; die Tätigkeit von S. Micu-Klein ist äußerst oberflächlich behandelt (S. 144 ff.), von Șincais ungarischen Quellen findet sich keine Spur (S. 151), der Verfasser der ungarischen „schönen Historie“ von Argirus heißt *Gergej*, anstatt *Albert Gyergyai* (E. 159), von Bogdan-Duicaas wertvollen Teilforschungen über E. Murgu ist keine Rede, usw.

Schönen erstreben. Deshalb schiebt er sowohl die alte Chronikliteratur wie auch die Anfänge der rumänischen wissenschaftlichen Literatur in den Hintergrund. Diese Auffassung ergibt sich naturgemäß aus Călinescus These, der gemäß die Literaturgeschichte als Geschichte der ästhetischen Werte zu betrachten ist („istoria literară este o istorie de valori“, S. 6.), und dem können wir auch insofern beipflichten, als es Geiste, zu einer nüchterneren Beurteilung von bisher so oft überbewerteten Idealen, zum Beispiel Geiste, wenig in Maiorecus der „Siebenbürgischen Schule“ führt.² Selbst darin können wir unserem Verfasser recht geben, daß er aus der Fülle der nebensächlichen Ereignisse die schöpferischen Persönlichkeiten wieder hervorhebt und diesen — oft sogar Schriftstellern dritten und vierten Ranges — besondere kleine Kapitel widmet. Überraschend ist jedoch, daß Călinescu im Grunde genommen trotzdem ein Gegner der Geistesgeschichte ist und durch eine übermäßige Hervorhebung der schöpferischen Persönlichkeit gemeinhin die Zeitumstände, die Stimmung, die allgemeine Bildung geringschätzt, aus denen die repräsentativen Schriftsteller ihre Anregungen schöpften.

Diesen Grundsätzen gemäß ist die Darstellung der alten rumänischen Literatur verhältnismäßig kurz, weil Călinescu in ihr das Ästhetische als Antriebsmoment zumeist nicht findet. Was er jedoch bearbeitet, das charakterisiert er geistreich und treffend. Geschickt versteht er auch mit wenigen Worten die kulturgeschichtliche Wichtigkeit der fremden Elemente in der rumänischen Sprache zu erfassen. So anerkennt er, daß die ältesten ungarischen Elemente „mit einer Bereicherung der Beobachtung einhergingen“ (din întâiele ungurisme rezultă nuanța de îmbogățire a observației, S. 12), und einfallsreich behandelt er auch die Sprachdenkmäler der Fanariotenzeit.³ Selbständige Forschungen über die spärlichen literarischen Werke der alten Zeit hat er leider nicht unternommen; weder auf die Gestaltung der

² Nach C. „oricât de înaltă va fi activitatea latiniștilor, niciodată Petru Maior nu va interesa pe literat“ (wie bedeutend die Tätigkeit der Latiniſten auch sein mag, wird Petru Maior den Literaturhistoriker doch nie interessieren, S. 6). C. drängt den Nationalismus der rumänischen Autoren Siebenbürgens im allgemeinen in den Hintergrund, da ihn — im Gegensatz zu Murărașu — nicht das nationale Bewußtsein („conștiința națională“), sondern nur das ästhetische Bewußtsein („conștiința estetică“) interessiert (vgl. S. 5).

³ „Grecismele din epoca fanariotă cu efect mai totdeauna subtil umoristic reprezintă fineța sufletească excesivă, pretenția culturală, prețiositatea, sofistica, *apelpisirea*“ (Die griechischen Elemente der Fanariotenzeit, die fast in jedem Fall eine subtile humoristische Schattierung besitzen, repräsentieren die seelische Überverfeinerung, die kulturelle Prätentation, die „préciosité“, die Sophistik, die *apelpisirea*. S. 7. Über das letzte Wort vgl. Dicț. Acad. Rom. I. s. v. und L. Gáldi: *Les mots d'origine néo-grecque en roumain à l'époque des Phanariotes*. Budapest, 1939, S. 149.).

einheitlichen Literatursprache (S. 14), noch auf die Bildungsquellen Miron Costins (S. 22) legte er Gewicht, und manchmal gab er sich sogar den Anschein, als hielte er Gelehrsamkeit und ihre Wertung für vollkommen überflüssig (wie spöttisch spricht er zum Beispiel über Nicolae Costins Quellenmaterial, vgl. S. 26). Leider erhalten wir oft anstatt eingehender Analysen und besonders anstatt Vergleichen, die sich dem Zeitrahmen fügen, nur geistreiche, aber willkürliche Hinweise (auch das ist ein Zug, der an Anton Szerb erinnert!): wenn er von der Vergänglichkeit, als einem Lieblingsmotiv Miron Costins spricht, schwärmt sein Gedanke sofort nach Volney (S. 53), und wenn er Cantemirs Schlüsselroman, die berühmte *Istoria ieroglică* behandelt, erhalten wir anstatt einer Entstehungsgeschichte des Werkes nur einen dunklen Hinweis auf den berühmtesten mittelalterlichen Vertreter des Tierepos: den *Roman de Renard* (S. 44). Wo jedoch Călinescu an den Grenzbereich des Aesthetischen gelangt, bewegt er sich sofort freier: er entdeckt die entwicklungsgeschichtliche Wichtigkeit der „heraldischen Epigramme“ (S. 53) — obwohl er nicht auf unsere ähnlichen Feststellungen hinweist — und wertet schön den poetischen Realismus der großen Psalmenübersetzers Dosoftei und die heitere Anschaulichkeit seiner Bilder.⁴ Etwas problematischer wird Călinescus Anschauungsweise dann, wenn er von den „Mythen“ der rumänischen Seele zu sprechen hat; wir glauben nämlich nicht, daß *Traian și Dochia*, *Miorița*, *Meșterul Manole* und der ... *Sburătorul*-Mythos auf die gleiche Ebene gestellt werden können, denn jedes einzelne ist ja in einer anderen Epoche und in einer anderen Umgebung entstanden (S. 61 ff.). Unleugbar kann die Darstellung der Volksdichtung nicht aus dem Bereich der alten Literatur ausgeschlossen werden, denn ihre frühesten Produkte sind ja unbedingt zumindest mit den ersten schüchternen Regungen der rumänischen Schriftsprache gleichaltrig; doch bei allen Versuchen einer Zurückverlegung müssen wir sehr vorsichtig sein, da die ersten Niederschriften echten volkstümlicher Texte verhältnismäßig jung sind...

Mit ähnlichen Methoden wie bei der alten Literatur (wie ausdrucksvoll ist der unter dem Einfluß von Ramiro Ortiz entstandene Titel des ersten Teiles: *Literatura de ev mediu întârziat!*) behandelt

⁴ „Dosoftei are acea curgere mieroasă a limbii, densitatea de lichid greu a frazei, materialitatea vorbei care dau mireasmă mahnirilor abstracte“ (Bei D. findet sich das honigsüße Fluten der Sprache, die an eine dicke Flüssigkeit erinnernde Dichtigkeit des Satzes, die Materialität des Wortes, die selbst den abstrakten Traurigkeiten Duft verleiht. S. 55). Dies alles kann — wenn es noch so sehr subjektiver Eindruck ist — bis zu einem gewissen Maße wahr sein, doch würde es eine nähere Analyse erfordern, ob „die heilige Heiterkeit der italienischen Mystiker“ (hilaritatea sfântă a misticilor italieni, a. a. O.) den orthodoxen Bischof — vielleicht durch Vermittlung der lateinischen Hymnologie — tatsächlich erreicht hat.

Călinescu auch die Erscheinungen an der Wende des XVIII. und XIX. Jahrhunderts. Die Siebenbürgen Trias erledigt er etwas zu kurz; doch dies folgt schon aus den Prinzipien unseres Verfassers. Hingegen freuen wir uns seiner Meinung über Maiors Pseudo-Ethymologien (z. B. „*birăul unguresc e un vir magnus!*“ S. 69). Überraschend ist, daß Călinescu nichts über V. Aarons lateinische Elegien sagt (S. 77) und die Beziehungen der „*Țiganiada*“ zum Märchen von Argirus (S. 78) nicht berücksichtigt. Gut ist dagegen die Darstellung der geistigen Wiedergeburt der Moldau, obwohl Călinescu mitunter mit seinen anderswo ausgesprochenen Feststellungen in Gegensatz gerät.⁵

Vielleicht ist es auch das kein ganz unfruchtbarer Einfall, daß in Asachis historischen Novellen das auch im XVIII. Jahrhundert blühende, vom Barock inspirierte „Welttheater“ (*teatre ale lumii*, S. 104) wiederkehrt, doch dürfte dieser Gedanke gleichwohl einer näheren Bekräftigung. Im Kapitel „*Inceputuri de filosofie*“ (S. 122 ff.) läßt Verf. — so wie Murăraşu — den Siebenbürgen E. Murgu wieder beiseite und berührt auch S. Kleins Baumeister-Übersetzung nicht (vgl. aber S. 68).

Langsam verändert sich das Bild und damit auch Călinescus Methode, sobald das Zeitalter der Romantik an die Reihe kommt. „*Cântăreții Ruinelor, Damnații, Messianicii utopici*“: unter solchen eindrucksvollen Benennungen läßt C. die Schriftsteller dieser Zeit vorüberschreiten, mehr als einmal mit beträchtlicher Vergrößerung ihrer Tätigkeit und ihrer Wichtigkeit. Sehr richtig ist in Verbindung mit der Ruinendichtung die Betonung der Einflüsse von Delille (S. 127) und prächtig ist kurz darauf — trotz des Persönlichkeitskultes des Vorwortes! — nicht nur das Porträt von Heliade, sondern auch die Charakterisierung von Heliades Zeit (S. 133 ff.) Etwas lapidar ist hingegen die Darstellung der *Mihaida*, doch Verf. bemerkt richtig, wie sich über die Tassoische Grundidee der Einfluß der *Henriade* von Voltaire lagert (S. 143). Wie sich die verschiedenen westlichen Einflüsse aufeinander häufen — was eine gerade Folgewirkung der großen Verspätung im rumänischen Geistesleben und des plötzlich auftretenden Kulturdranges ist —, wird es von

⁵ Über Asachi z. B. schreibt er: „Es ist überraschend, daß Petrarcas Nostalgie in der Donaulandschaft an Eminescu erinnernde Akkorde hervorruft (*Este uimitor cum nostalgia lui Petrarca transpusă pe teritoriu danubian dă acorduri eminesciene*, S. 99). An anderer Stelle hingegen äußert sich C. über die literarische Vorbereitung des Auftretens Eminescus folgendermaßen: „Wie sehr wir auch die mittelmäßige Dichtung und den öffentlichen Geist in Rumänien vor dem Jahre 1871 untersuchen, von einem „Eminescianismus“ finden wir keine Spur. Der „Eminescianismus“ ist Eminescus Schöpfung“ (*Putem să studiem oricât poezia mediocră și spiritul public din România până la 1871. Nu vom găsi nici o urmă de eminescianism. Eminescianismul este un produs al lui Eminescu*. S. 7.).

Călinescu auch an zahlreichen anderen Beispielen veranschaulicht englische Einflüsse ahnt er bei Alexandrescu, und in der berühmten *Satira spiritului meu* (Satire meines Geistes) entdeckt er, mit Recht, daß der Boileau-Grundton plötzlich in den „badinaj mussetian“ übergeht (S. 153).

Die Zeit der Romantik begrenzt Verf. — im großen und ganzen richtig — mit den Jahren 1827 und 1848. Die nächste Epoche jedoch, die er mit dem Epitheton „Messianicii pozitivi“ versieht (hierher setzt er auch die Entstehung des kritischen Sinns), datiert er bereits von 1840 an; er bietet also sehr richtig ein Beispiel dafür, daß in dem ununterbrochenen Fluidum der literarischen Entwicklung und überhaupt des Geisteslebens oft die gleichzeitige Existenz zweier Epochen möglich ist und nur der übertriebene Positivismus es über sich brachte, von einem vollkommenen Wechsel der Epochen zu sprechen, der an eine einzige Jahreszahl gebunden werden konnte.

Die Darstellung der typischen Gestalten der Romantik ist im allgemeinen farbig und packend: doch muß es überraschen, daß die Würdigung der Hugo-Übersetzungen Negruzzis fehlt, und bei Bolintineanu erforscht Călinescu starke deutsche Einflüsse (Uhland, Bürger usw.), ohne jedoch auf das etwaige deutsche Sprachwissen und die deutschen literarischen Kenntnisse Bolintineanus hinzuweisen. Erfreulich ist die eingehende Würdigung von Bolintineanus Verskunst (S. 229). Hier findet auch Mureşanu seinen Platz, über den Verf. zwei treffende Bemerkungen macht: die eine ist, daß das *Răsunet* alle anderen dichterischen Schöpfungen Mureşans völlig in den Hintergrund drängte, und die andere, daß von Mureşans prophetischem Schwung zu Goga ein gerader Weg führt (S. 239). Schade, daß Călinescu das verbindende Glied: den Mureşan-Kult des Kreises Vulcans durchaus keiner Aufmerksamkeit würdigte.

Für wertvoll halten wir die Würdigung Alexandris (S. 235 ff.), obwohl die kategorische Verurteilung seiner Liebeslyrik etwas einseitig wirkt. Hingegen findet auch Călinescu an Alexandris prächtigem afrikanischem Tagebuch, einem der besten rumänischen Reisebeschreibungen, Gefallen (S. 285). Leider fehlt es uns diesmal an Zeit, uns mit dem Verf. über seine Schlußfolgerung bezüglich Alexandris auseinanderzusetzen, wonach die Bedeutung unseres Dichters darin bestünde, daß er eine Synthese zwischen Osten und Westen geschaffen hat (a. a. O). Wir bezweifeln es zwar nicht, daß Alexandri diese Synthese angestrebt hatte, doch es erscheint als gewiß, daß er die große Aufgabe nicht zu lösen vermochte. Ein harmonisches und künstlerisches Verschmelzen ost- und westeuropäischer Züge ist bei den Rumänen im ganzen XIX. Jahrhundert nur einem einzigen großen Schöpfer gelungen: Eminescu, und nach seinem Tode befehdeten sich der westliche Symbolismus und der östliche, traditionsverehrende

„Sămănătorismus“ gerade deshalb, weil Eminescu große Synthese, die mit seiner Persönlichkeit stand und fiel, sich wieder in ihre Elemente zuflöste.

Für Călinescu ist die Romantik zweifellos ebenso ein bevorzugtes Forschungsgebiet, wie für Anton Szerb, den ihm geistesverwandten Ungarn. Etwas unsicherer bewegt er sich bei den Bestrebungen nach einem nationalen Klassizismus, und so ist er wegen der grundlegenden Temperamentsunterschiede leider kaum imstande, den Gegenpol seiner impulsiven, impressionistischen Gemütsart, den „sub specie aeternitatis“ arbeitenden, auf ewige ästhetische Ideale blickenden Kritiker T. Maiorescu zu verstehen. Er übertreibt die Wichtigkeit der bäuerlichen Herkunft Maiorescus und den Gegensatz zwischen dem einfachen Walachenjungen aus Kronstadt und der aristokratischen Welt des Wiener Theresianums. Er übertreibt auch die Systemlosigkeit von Maiorescus Kultur, das Veraltete seiner ästhetischen Quellen, seine „seelische Armut“ (!), die Beschränktheit seiner kritischen Empfänglichkeit (!) und wirft ihm schließlich als schwerste Anklage ins Gesicht, er habe — Baudelaire nie gelesen (S. 357). Diese Anklage wäre vor allem mit philologischer Genauigkeit zu beweisen; übrigens würde sie auch dann nicht schwer in die Waagschale fallen, wenn sie sich als berechtigt erwiese, denn Paul Gyulai zum Beispiel — der „mutatis mutandis“ Maiorescu ungarischer Antipode war — kann ebenfalls nicht gerade ein „Baudelaire-Schwärmer“ genannt werden und konnte dennoch der hervorragendste Kritiker seiner Zeit sein. Daß in Maiorescu das intellektuelle Element überwog, ist gewiß; doch ist nicht zu leugnen, daß ohne seine Nüchternheit sich das rumänische Geistesleben im Irrgarten romantisch-nationaler Träume noch mehr verirrt hätte. Călinescu es am besten wissen, daß auch seine — vom rumänischen Standpunkt oft Autoritäten zertrümmernde — Feststellungen ebenfalls nicht ohne Maiorescu hätten entstehen können.

Viel besser ist natürlich das Eminescu gewidmete Kapitel, obwohl es überraschend wirkt, wie sehr Călinescu in einzelnen Punkten an den „hypothèses gratuites“ seiner Eminescu-Monographie festhält. Wir wollen zwar mit bereitwilliger Freude anerkennen, daß die dramatischen Pläne aus Eminescus Jugendzeit für die Erkenntnis der seelischen Entwicklung des Dichters von größter Wichtigkeit sind und daß wir das etwas gedrängte Bild, das sich nach Maiorescus klassischer Ausgabe gestaltete, durch die posthumen Gedichte ergänzt werden müssen; aber auch jetzt glauben wir noch nicht, daß Eminescus Liebeserlebnis jedes mystischen Elements ermangle und daß sich bei ihm die Liebe in undifferenzierter, bäuerlicher Natürlichkeit äußere, geradezu „more ferarum“ (S. 414). Wir wissen nicht, warum sich Călinescu an dieses Ideal eines aggressiv

gedachten, nur auf reale Lebensfreuden eingestellten Eminescu klammert, obwohl seine Annahmen auch von der Methode, die Călinescu wahrscheinlich hochschätzt, nämlich von der Psychoanalyse nicht bekräftigt werden; in dieser Hinsicht genügt es, auf C. Vlads psychologische Forschungen hinzuweisen.⁶ Wir gestehen, daß wir immer den Eindruck hatten, die psychologische Triebfeder der Liebeslyrik Eminescus wäre eher durch seine in ununterbrochen erneuter Erregung lebenden, aber nicht befriedigten erotischen Phantasie zu erklären. Natürlich ist auch das eine „hypothèse gratuite“, als wäre Eminescu von den Frauen der Gesellschaft deshalb enttäuscht worden, weil sie dem wirklichen Zweck der Liebe: der Fruchtbarkeit entsagten (S. 414). Trotz all dieser willkürlichen Behauptungen ist die Analyse des Gedichtes *S'a dus amorul* (a. a. O) sehr gut; freudig nehmen wir den Vergleich der *Mai am un singur dor* mit der *Miorița*; hingegen bedauern wir ein wenig die zu kurze Erledigung der Probleme des *Luceafărul* (S. 418), das Fallenlassen der — rumänischen und europäischen — Doppelkultur Eminescus, sowie die vollkommene Vernachlässigung vieler stilistischer und Sprachprobleme. Călinescu vermeidet sozusagen alle Fragen, die von D. Caracostea in seinem Werk *Arta cuvântului la Eminescu* richtig aufgeworfen und zum großen Teil beruhigend gelöst wurden. Mehr von suggestiver Kraft als wissenschaftlich beweisbar ist Călinescus Schlußfolgerung über Eminescu, in der — auf Grund einer gewissen dunklen „Wahlverwandtschaft“ — die Namen Goethe, Lamartine, Vigny, Keats und Hölderlin auftauchen. Călinescu erkennt Eminescus Wesen im *Luceafărul*-Mythos und in den mit ihm verknüpften kosmischen Perspektiven, und er kann glaubhaft machen, daß der Name *Hyperion* im „*Luceafărul*“ unmittelbar auf Hölderlin zurückgeht.

Interessant ist Călinescus Beziehung zu den Schriftstellern, die zwischen Eminescu und der modernen Literatur im engeren Sinne stehen. Anschaulich stellt er Macedonskis Persönlichkeit, seine exzentrischen Posen, doch auch die großen Werte dar, die unter seinen Unebenheiten hervorschimmern (S. 456 ff.), und als neu ist seine Feststellung anzusehen, daß Macedonski kein tiefes, urwüchsig rumänisches Sprachgefühl besaß (S. 464). Coșbuc würdigt er ebenfalls schön, obwohl es zweifelhaft ist, ob der „dandysm maghiar“, den er angeblich an der Universität zu Kolozsvár kennen lernte, tatsächlich einen Bruch in seiner seelischen Entwicklung hervorrief (S. 516). Leider vernachlässigt Ver. Iosifs Petöfi—Übertragungen (S. 532) vollkommen, hingegen hebt er hervor, daß diesen seine ungarischen Professoren angeblich einen „szörös nyelvé hazaáruló“ (Vaterlandsverräter mit Haaren auf der Zunge) nannten (S. 534). Es ist wahrhaft überraschend, daß es einzelne chauvinistische Übertreibungen gibt, in denen sogar die Anhänger des reinen Aesthe-

tizismus mit den Seitenhieben der traditionellen Literaturgeschichte übereinstimmen...⁷ Wir bedauern ferner, daß er auch bei der Darstellung des ungarischen Kulturgutes bei Goga nicht genügend objektiv ist; Călinescu wurde wahrscheinlich durch Gogas kurz vor seinem Tode abgegebenen selbstbiographischen Geständnisse irreführt, obwohl diese von den konkreten Tatsachen in vielen Beziehungen widerlegt werden.⁸ Hingegen müssen wir anerkennen — und dies tat auch schon Maioreescu —, daß es Goga gelang, das patriotische Pathos zu reiner Lyrik zu läutern, und auch darüber herrscht kein Zweifel, daß „Gogas Dichtung deshalb so schwer zu kommentieren ist, weil wir weit über die Wörter hinaus immer einen seltsamen, erschütternden Zauber entdecken.“⁹

Leider verfügen wir nicht über den Raum, uns eingehend über den aktuellsten und ausführlichsten Abschnitt des großen Werkes von Călinescus, die Darstellung der heutigen rumänischen Literatur zuäußern. Tatsächlich offenbaren sich hier am besten die rasche, oft sogar allzurasche Urteilsfähigkeit unseres Verfassers, sein geistreicher Stil, seine große kritische Kultur und seine fast beispiellos umfassende Belesenheit. Diese Riesenfülle des Stoffes wird an manchen Stellen geradezu gefährlich: manchmal ist es überraschend, wie selbst verhältnismäßig kleine Persönlichkeiten (wie z. B. Alice Călugăru, S. 603) eine ganz ausführliche Darstellung erfahren. Wenn jedoch Verf. die Schriftsteller seiner eigenen Zeit solcher Aufmerksamkeit würdigt, warum versenkt er dann in einen einzigen halben Satz mit einer ziemlich geringschätzenden Tonart Maria Cunțan, die doch in mehreren ihrer idyllischen Gedichte als unmittelbare Vorgängerin Coșbuc's erscheint?¹⁰ Überhaupt ist es auffallend, wie zurückhaltend die Verfasser jenseits der Karpaten den literarischen Erscheinungen und Schriftstellerpersönlichkeiten Siebenbürgens gegenüber sind, und wir irren uns wohl kaum, wenn wir darin einen neuen Beweis des verborgenen, aber immer wieder auftauchenden Antagonismus der von Rumänen bewohnten Gebiete erblicken.

⁶ C. Vlad: *Mihail Eminescu. Studiu psihanalitic*. Cluj, 1932.

⁷ Ein ähnliches Verfahren finden wir bei Caracostea, der in einer seiner neuesten Abhandlungen zu der ungarischen Variation des *Meșterul Manole*-Themas, *Kömives Kelemen* (Steinmetz Kelemen) abschweift und der ungarischen Volksballade jeden poetischen Wert abspricht, obwohl er sie nur in deutscher Übersetzung kennt (Revista Fundațiilor Reg., 1942, Februarheft).

⁸ Vgl. L. Gáldi: *Goga pesti éve és a Luceafărul* (Gogas Budapest'er Jahre und der Luceafărul, Egyetemes Philologiai Közlöny — Archivum Philologicum, 1940.)

⁹ „Poezia lui Goga este greu de comentat, fiind cu mult deasupra goalelor cuvinte, de un farmec tot atât de straniu și sguđuitor“ (S. 536).

¹⁰ M. Cunțans Dichtung nennt er „poezie inactuală și simplistă“ (S. 566).

Jedenfalls unterliegt es keinem Zweifel, daß Verf. richtig vorgeht, als er im modernen Teile seines Buches viele Originaltexte zitierte und mit dieser anthologieartigen Darstellungsweise das endgültige Urteil dem Leser überließ. Einzelne richtungweisende Bemerkungen lenken die Aufmerksamkeit ohnehin meistens auf den rechten Weg.¹¹ Gefährlicher hingegen sind einige kühnere Kategorisierungsversuche: so können wir es z. B. als etwas willkürlich finden, wenn Arghezi, Botez, Maniu, Topîrceanu, C. Baltazar, Cotruş, also sechs sehr verschiedene dichterische Temperamente gleicherweise „modernist“ sind und dieser gemischten Gruppe die „Verehrer der Tradition“ (ortodoxişti, traditionalişti) gegenüberstehen: Pillat, Fundoianu, Voronca, Crainic, Blaga... Pillats parnassistisch-symbolistischen Anfänge weisen doch eher auf die erste Gruppe hin und Cotruş hat vielleicht auch mit der zweiten Gruppe etwas Gemeinsames.

Nun einige Kostproben aus den Einzelheiten: Iorgas starre Verurteilung („minor în fiecare activitate în parte...“, S. 542) halten wir für übertrieben, und wir verstehen nicht, weshalb Călinescu den ganzen „Sămănătorismus“ vom Gesichtspunkte eines so verhältnismäßig wenig wichtigen Kritikers wie „inteligentul evreu H. Sanielevici“ (S. 569) aus betrachtet. Wir glauben nicht, daß Iorgas Ideale unbedingt Rausch, rohe Kriegsbereitschaft und Ehebruch gewesen wären, und meinen auch nicht, daß diese Gedanken die ideelle Grundlage des ganzen „Sămănătorismus“ gebildet hätten. Hingegen ist folgende Feststellung bedeutungsvoll: „Die rumänische Literatur“ stand mit der wahrhaft großen französischen Literatur nie in Kontakt“ (literatura română... n'a avut... niciun contact cu marele scris frances, S. 605). Die Analyse der ungarisch-rumänischen literarischen Beziehungen führte uns vor kurzem zu einer ähnlichen Folgerung: von den Höchstleistungen der ungarischen Literatur drang nur Petöfi zu den Rumänen, auch er nur verspätet und fragmentarisch.

Das letzte Kapitel (Specificul naţional) steht, aufrichtig gesprochen, mit dem Vorhergehenden nicht ganz im Einklang. Anstatt nämlich den eigentümlichen, in seiner Art einzigen Charakter der rumänischen Literaturentwicklung mit der historischen Schichtung der rumänischen Kultur in Verbindung zu stellen, verirrt sich Călinescu plötzlich in nebelhafte Rassentheorien und stellt die ursprüngliche, das Hirten-Milieu ersehrende „Geta“-Schicht (deren hervorragendste Vertreter nach seiner Meinung Eminescu, Maiorescu (!), Creangă, Coşbuc, Goga, Rebreanu, Sadoveanu und Blaga sind, S. 886) der seelischen Struktur der Fremdlinge gegenüber. So entdeckt er griechische, epikureische Züge in Alexandri und setzt Caragiale geradezu an den „unteren

¹¹ Z. B. Minulescu wird folgendermaßen geschildert: „poet al sentimentalismului semiserio“ (S. 615).

Rand" der rumänischen Rasse, weil er nach seiner Meinung ein Balkanmensch thrakisch-hellenischer Rasse ist („e un balcanic traco-elin" S. 887). Auch Macedonski hält er für einen Thraker ohne griechisches Blut, mit slawischen Zügen. Und schließlich hebt er — unseres Erachtens mit einiger Übertreibung — den „Beitrag" der Juden hervor, die im Leben der Rumänen zu einer wichtigen Aufgabe gelangt sind: nach Călinescu bieten sie der Erstarrung der Überlieferungen, dem übertriebenen Konventionalismus das Gleichgewicht, andererseits jedoch lassen sie infolge ihrer Assimilationsbereitschaft die vergessenen Momente der rumänischen Vergangenheit bewußt werden und frisken sie auf (nach Călinescu würde dies das hervorragende historische Gefühl der rumänischen Philologen jüdischer Abstammung erklären).

Dieser ganzen Umwertung der literarischen Entwicklung und überhaupt des Geisteslebens gegenüber wollen wir vorläufig — vielleicht richtig — einen zurückhaltenden Standpunkt einnehmen: die Entwicklung der Zukunft wird zeigen, ob es dem Rumänentum tatsächlich gelingt, dieses „Geta"-Erbe in sich neu zu erwecken, dem nach Călinescus Meinung im Osten die nämliche Aufgabe zufällt, wie im Westen dem gallischen Geiste. „Dem gallischen und britischen Geiste" — sagt er auf der letzten Seite seines Buches — „hat hier der Geta-Geist zu entsprechen. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß wir Daker (!) auf der Trajanssäule in Ketten sind"¹² (S. 888). Und kann dieser melancholische Schlußakkord denn etwas anderes bedeuten als eine recht offene Stellungnahme gegen den anderthalb Jahrhunderte alten Mythos von der lateinischen Geistigkeit des Rumänentums? *Ladislau Găldi.*

HEIMOTYÖ. Band. V.

Die finnische Abteilung der finnisch-ugrischen Kulturkommission gibt unter dem Titel „HEIMOTYÖ" (Volksverwandtschaftliche Arbeit) eine periodische Zeitschrift heraus, die der Erforschung der Volksverwandtschaft finnisch-ugrischer Völker dienen und über den Stand dieser Forschung in Finnland, Estland und Ungarn berichten soll. Die Mitarbeiter der ersten vier Bände erörterten bereits zahlreiche Fragen über die Mittel und über die Reihenfolge einer erfolgreichen Arbeit. Der fünfte Band von HEIMOTYÖ erschien im Jahre 1942, gleichfalls mit reichem und wertvollem Inhalt.

Als Einführung zum Bande dient eine Abhandlung von F. A. Heporauta, in der die Bedeutung der finnisch-ugrischen kulturellen Arbeit als Kulturfaktor erörtert wird. Er weist darauf hin, daß

¹² „Spiritului galic și brit trebuie să-i corespundă aici, prin sporire, spiritul getic. Căci nu uităm că pe columna lui Traian, noi, Dacii, suntem în lanțuri" (S. 888).

Finnland die kulturellen Einflüsse bis zu den letzten Zeiten ausschließlich von Westen her bekam, die Geschichte der jüngsten Jahrzehnte konnte uns aber überzeugen, daß auch die geistigen Güter verwandter Völker zur Bereicherung der finnischen nationalen Bildung geeignet sind, im Bruderland hingegen die Schöpfungen dieser Kultur in vollem Masse geschätzt werden. Die Forschungsarbeit der ersten Jahrzehnte beruhte mehr nur auf Sympathie, heute aber ist sie bereits eine ernste kulturelle Zusammenarbeit der verwandten Völker. Väinö Musikka äußert sich über die zukünftigen Möglichkeiten der Forschung. Diese Möglichkeiten werden sich teils diesseits, teils jenseits der vergrößerten Grenzen Finnlands bieten, wenn Finnland und Ungarn nach dem Krieg einen siegreichen Frieden erlangen wird. Die zukünftige Forschung wird sich in erster Reihe auf die in der Nähe Finnlands wohnenden, befreiten Finnen, weiterhin auf die Karjalaier, Vepsen und Voten erstrecken. Wir hoffen, daß sich dieser Arbeit auch das estnische Volk, das vor der bolschewistischen Herrschaft so schöne Erfolge aufweisen konnte, wieder anschließen werde. Was die anderen verwandten Völker anbelangt, ist das meiste von der Mitarbeit der Zürjenen zu erwarten, doch sind auch die Mordwinen und Tscheremissen zu erwähnen. Wieviel könnten wir z. B. aus der Erschließung von Land und Kultur der Zürjenen lernen — Alexander Kulai wirft einen Rückblick auf die finnisch-ugrischen Beziehungen und untersucht die Bedingungen einer weiteren Vertiefung. Neue Sprachbücher, Wörterbücher, Übersetzungen von Romanen, Gedichten, Filmtexten wären da nötig, mehr Zeitungsartikel sollten gegenseitig geschrieben werden, gemeinsame Sportwettkämpfe, Kongresse, Feier, Vorträge veranstaltet werden. Fachmänner, die die Sprache der verwandten Völker vollkommen beherrschen, sollten ausgebildet werden und die Bibliotheken und öffentlichen Sammlungen müßte man mit entsprechendem Stoff versehen. — Antti Sovijärvi schildert in großen Zügen den Lebenslauf des ungarischen Reichsverwesers Nikolaus von Horthy. Dazu gesellt sich A. Kulais Nachruf des dahingeschiedenen Stellvertreters des Reichsverwesers Stefan von Horthy. Lauri Hakulinen berichtet über die finnische sprachwissenschaftliche Forschungsarbeit, die in Ost-Karjala und in Inkeri geleistet wurde. — Väinö Salminen weist auf die Bedeutung des ostkarjalaischen Fremdenverkehrs hin. — Stefan Csekey deutet auf jenen Charakterzug hin, der das finnische Volk in dem sogenannten Winterkrieg zu einem erfolgreichen Widerstand befähigte. — Julius Weöress bietet einen kurzen Überblick der ungarischen erzählten Volksdichtung und. G. Képes charakterisiert die Dichtung von A. Ady und M. Babits. — Viljo Tervonen schildert die Tätigkeit des ungarnefeindlichen finnischen Schriftstellers A. Järventausta. — Kallio Visopää Sinikka skizziert die Entwicklung der estnischen bildenden Künste. — Eeva Ninivaara faßt das

Leben und die Tätigkeit Kristjan Rauds, des hervorragenden estnischen bildenden Künstlers, zusammen. Alma Hiitonen stellt den berühmten Romandichter Pamsaara als einen der größten Schriftsteller seiner Nation vor. Lauri Kettunen berichtet über seine Studienreise bei den Vepsen im Jahre 1934.

Mehrere Artikel sind der ungarischen Kunst gewidmet. Die kunstgeschichtlichen Abhandlungen stammen größtenteils aus der Feder des D. Radocsay. Von dem ungarischen Kunstgewerbe gibt uns J. Szablya eine kurze Zusammenfassung.

Zuletzt folgen die Fragen und Ereignisse der Gegenwart. Vitéz Iván v. Nagy lehnt jene oft wiederholte Behauptung ab, daß das Ungartum ein verlassenes, alleindastehendes Volk sei. Die Zahl der verwandten Völker erreicht mit den Ungarn mehr als zwanzig Millionen. Abschließend werden noch kurze Rechenschaftsberichte der Vereine, die die gegenseitige Arbeit der verwandten Völker pflegen, gebracht.

Der V. Band des *Heimotyö* fördert das gegenseitige Kennenlernen der finnisch-ugrischen Völker in erheblichen Maße.

Georg Lakó.